Neue moralische

Erzählungen.

Von

Friedrich Hollin.

…cd. Tr. 3503

~~13 h~~

Sollin

R

Es sey in deinen frühsten Tagen,
Den Armen wohl zu thun die höchste Lust;
Dein eignes Herz wird dir es sagen,
Nichts mache glücklicher des Menschen Brust.

Neue moralische
Erzählungen
für die Jugend
zur
Beförderung des Guten

von

Friedrich Sollin.

Mit 5 illum. Kupfern.

München 1833.
Mich. Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die gute Tochter.

Kaum hatte die Königin des Tages mit aller Pracht sich erhoben, und ihre goldene Strahlen über einen Theil unseres Erdballs gesandt, als die fleißige Clara schon an ihrem Arbeitstischchen saß, und ein frommes Morgenlied singend, dem Herrn der Welten für die gestärkten Glieder dankte, und ihren blinden Vater für diesen Tag in seinen Schutz empfahl. Ihr Auge füllte sich mit Thränen bey dem Gedanken an das Unglück ihres Vaters. Er war bald nach dem Tode ihrer vortrefflichen Mutter blind geworden, und mußte nun, obgleich an Thätigkeit gewöhnt, traurig und öde seine Tage in Sorge und Kummer verleben. Seine fromme Clara war noch die einzige Freude, welche ihm geblieben war, die ihren unglücklichen Vater durch ihrer Hände Arbeit erhielt. Clara hatte in ihrer Jugend von der Natur reich begabt, Vieles gelernt, und besonders sich in weiblichen Arbeiten vor allen andern Bürgersmädchen ausgezeichnet, und diese waren nun in ihrer hilflosen Lage ihr einziges Erhaltungsmittel. Oft brach Gollin, so hieß Clarens Vater, in bittere Klagen gegen sein Schicksal aus,

und wünschte sich den Tod; aber Clara tröstete ihn nach allen ihren Kräften, und selten mißlang es ihrer herzlichen Sprache, den Unmuth seiner Seele zu zerstreuen. Sie fühlte sich glücklich bei dem Bewußtseyn, ihren Vater durch eigene Kraft ernähren zu können. Fröhlich erhob sie sich noch vor Anbruch des Tages vom Lager, um recht viel des Tages über leisten zu können, nur spät erst, als schon die Mitternacht vorüber, sah sie ihr Bett wieder. Claras hauptsächliche Verdienstquellen waren die Arbeiten, welche sie für eine Gräfin, deren Tochter bald sich verehelichte und eine überaus reiche Aussteuer erhielt, zu liefern hatte. Diese gütige Dame bezahlte Claren, weil sie das Mädchen wegen ihres Fleißes, ihrer Geschicklichkeit und ihrer guten Aufführung schätzte, mehr, als man für diese Arbeiten zu bezahlen pflegte; so daß Clara die Freude hatte, etwas bei Seite legen zu können. Um eben dieselbe Zeit kam ein berühmter Augenarzt in Claras Vaterstadt, der Ruf nannte ihn als einen der geschicktesten Operateur und großen Menschenfreund. Clara hörte diese Nachricht als wie vom Himmel gekommen, und überrechnete die Nacht hindurch, wie viel sie noch zu arbeiten habe, um der Forderung des Arztes, er verlange, so hieß es, wenigstens zwei Carolin für die Operation, wenigstens in Einigem Genüge leisten zu können. Sie hoffte nicht ohne Grund, der Arzt werde Mitleid mit ihrer Lage haben, und sich auch mit der Hälfte der Summe be-

gnügen. „Ach lieber Gott,“ sagte sie im Stillen bei sich, „leite das Herz des geschickten Mannes, daß er meine Bitte gütig erhört, und meinem guten Vater das Licht seiner Augen wieder gibt.“ Sobald Clara die bestimmte Summe beisammen hatte, eilte sie, nach einem herzlichen Gebethe zu Gott um Segen zu der Unternehmung, zu dem fremden Arzte. Dieser nahm das zwar ärmlich, aber reinlich gekleidete Mädchen freundlich auf, hörte Claras herzliche Rede und natürliche Darstellung ihrer Lage und des Unglückes ihres Vaters gütig an, und ward für dieses fromme Kind so eingenommen, daß er seine Hilfe sogleich zusagte, sich sogar von dem Mädchen wenden mußte, um die Thräne zu verbergen, welche ihm ihre kindliche Liebe entlockte. Ich komme gewiß, sprach der edle Mann bei Clarens Abgehen, und zweifle um so weniger an einem guten Erfolge, da eine so fromme Tochter für ihren Vater fleht. Clara eilte, selig wie ein Engel, nach Hause zum Vater, welcher noch unbekannt mit der vielleicht glücklichen Veränderung, die mit ihm vorgehen und seine Lebensnacht in hellen Tag verwandeln sollte, gar ängstlich seine Clara, die gegen ihre Gewohnheit länger ausgeblieben war, erwartet hatte. Clara konnte es nun nicht mehr dem Vater verschweigen, was sie für ihn gethan hatte. „Vater,“ hub sie an, „will es Gott und gute Menschen, so erhältst du dein Augenlicht wieder!“ „Wie sagtest du, meine Tochter, ich soll wieder sehen, meinen guten Genius auf dem dunkeln Pfade meines

Lebens? meine gute Clara sehen, und sie sehend segnen? Doch eitle Hoffnung ist es; woher denn die Summe nehmen, um den Augenoperateur bezahlen zu können?" Darum sorge dich nicht, lieber Vater, entgegnete Clara; ich glaube den Arzt eines Theils befriedigen zu können. Du? fragte staunend Gollin, wie kamst du zu dem Gelde? Ach, Vater! sagte Clara, ich muß es dir jetzt schon gestehen, daß ich längere Zeit Morgens und Abends gearbeitet habe, als du mir zugeben wolltest, und von jenem Gelde mir die Hälfte der Operationskosten erspart habe. Ja du bist wahrhaft ein frommes Kind, rief der gerührte Vater aus, dich wird der gerechte Gott segnen dein Lebenlang. Komm an mein Herz du gute Tochter, und fühle den Dank desselben dir entgegenschlagen! Der Arzt kam zur bestimmten Zeit, wie er gesagt hatte, untersuchte den Kranken, und fand ihn so, daß eine glückliche Operation zu hoffen war. Wie dankte Clara Gott für diese erfreuliche Bemerkung des Arztes! Dieser setzte nun den dritten Tag, als den zur Operation bestimmten, an. Clara schwebte unter der Zeit zwischen Furcht und Hoffen. Bald stellte sie sich das namenlose Unglück vor, wenn die Operation mißlänge, bald wieder die Wonne, den Vater die Augen öffnen zu sehen, die nun seit vier Jahren geschlossen waren. Der Tag der Operation brach an. Der Arzt fand sich ein und bereitete alles zu der wichtigen Handlung vor. Nachdem er damit fertig war, ließ er alle aus der Stube treten, und selbst

Clara mußte sich entfernen. Sie verließ mit Zittern die Stube, und kaum in ihrer Kammer angekommen, warf sie sich auf die Kniee und bat mit aller Inbrunst den Allmächtigen, daß er die Hand des Arztes lenken möge. Claras reines Gebet erhörte der Allgütige und ihr Vater ward — sehend. Der selbst erfreute Arzt ließ Claren wissen, daß sein Werk zur Ehre Gottes gelungen sey, verbot aber Jedermann das Zimmer zu betreten, weil der Kranke jede Bewegung der Seele vermeiden müsse. Thränen des Dankes rollten bei dieser Nachricht dem guten Mädchen von den Wangen, und von Dankgefühl ganz durchdrungen, wollte sie dem eben Abschied nehmenden Arzte zu Füssen fallen, wenn er es nicht verhindert hätte. Den folgenden Tag kam der Arzt wieder, und nahm dem Patienten die Binde von den Augen, die wie zwei Sterne die Umstehenden freundlich anlachten. Gott, ich sehe! rief der glückliche Mann! Sein erster Blick fiel auf seine edle Tochter, welche in einer Art Verzuckung den sehenden Vater betrachtete. Der Glückliche hatte seit vier Jahren die schöne Seele seiner Tochter kennen lernen, er sah jetzt, daß auch die Hülle dieser schönen Seele von der Natur nicht karg bedacht worden sey. O meine Clara, laß dich seggen, du Gotteskind, du Engel in meinen Leidensnächten! und Clara fiel nieder, und erhielt den Segen des durch sie beglückten Vaters. Alle waren bis zu Thränen gerührt, und dieß, meine Leser sind die

Lichtpunkte des Lebens, und in diesen erscheint der Mensch als einer andern Welt angehörend. Mein Dank, verehrter Mann, so wandte sich Gollin zu dem Arzte, ist unaussprechlich, und erst jetzt fühle ich meine Armuth bitter, daß ich den nicht belohnen kann, der mir die größte Wohlthat erzeigt hat, der mir wieder Licht gab. Clara nahte sich jetzt mit ängstlicher Schüchternheit dem edlen Manne, und bat ihn mit freundlicher Miene, das Wenige, was sie zu geben vermöchten, annehmen zu wollen. Das sey ferne, entgegnete der gerührte Arzt, von euch, ihr braven Menschen, etwas anzunehmen. Mich hat meine Wissenschaft nie so belohnt als heute; da ich euch biederem Manne das Augenlicht wieder geben, und dich, du frommes, braves Mädchen damit glücklich machen konnte. Gott erhalte eure Tochter zur Freude eures Herzens, sie ist eine Perle, welche die Krone der Menschheit ziert! So schied der edle Arzt, und die Segnungen derer, denen er Gutes gethan hatte, folgten ihm nach. Clara war glücklich in dem neu auflebenden Vater, der bald zu der alten Körperkraft gelangend sein Handwerk, er war ein Schreiner, wie vorher trieb und von der wohlthätigen Gräfin, welche die schöne Handlungsweise Claras erfahren hatte, unterstützt, bald wieder sich zu einigem Wohlstande erhob. Jedermann im Städtchen sprach von der edlen Tochter, und viele Jünglinge bewarben sich um Claras Hand. Clara gab sie dem Be=

sten unter ihnen, und war, wie eine gute Tochter, so auch ein braves glückliches Weib, und des Vaters Segen weilte auf ihren Kindern und Kindeskindern. —

Wo ist der Lohn für Elternliebe? —
In eignem Herzen wohnt das Glück.
Es trägt dich sicher, wenn es trübe
Und finster um dich ist, zum Licht zurück! —

Der fromme Robert.

Robert war der einzige Sohn rechtschaffener Eltern, die ihr höchstes Glück in ihrem Kinde aufblühen sahen. Sein sanftes Wesen, verbunden mit einem zarten Sinn für innere wahre Frömmigkeit, die sich in seinen Reden und Benehmen äußerte, machten den neunjährigen Knaben zum Gegenstand allgemeiner Liebe. Robert verdankte die religiöse Richtung seines Geistes theils den lehrreichen Ermahnungen seines rechtschaffenen, weisen Vaters, theils der zartfühlenden, streng religiösen Mutter. Beide Eltern wußten aus eigener Erfahrung, daß der einzig wahre Leitstern dieses Erdenlebens Religion sey. Jenes beseligende geistige Band, welches den Menschen an Gott für dieses und das künftige Leben

knüpft, suchten sie auch um ihr geliebtes Kind zu schlingen. Alles, was du beginnst, sagte der Vater, beginne mit Gebet in freudiger Erhebung zu Gott:

Kind, halt das Glück, mit Gott zu sprechen,
Für's Höchste in der ganzen Welt.
Laß nichts das heil'ge Bündniß brechen,
Das dich an den Allmächt'gen hält.
Stark wird der Mensch durch seinen Glauben
An den, der alle Welten lenkt.
Und nichts kann diese Kraft ihm rauben,
Wenn stets sein Geist des Herrn gedenkt!
Du wirst nur weise im Gebete,
Ein frommer Mann durch deinen Gott.
Er wohn' in dir und deiner Rede,
Und stärke dich in Glück und Noth.

Es hat uns, so fuhr der Vater fort, der Heiland der Welt, Jesus Christus, die freudige Bothschaft gebracht, daß wir zu Gott, als zu einem Gott der Liebe, im Gebete unsere Zuflucht nehmen können. Robert, sagte die Mutter, der Anfang aller Weisheit ist der Glaube an den Allmächtigen; denn in ihm leben, weben und sind wir. Du wirst so lange ein guter Mensch seyn, so lange du dich mit dem Ewigen im herzlichen Gebete unterhalten kannst. Alles, was du hast, die Eltern, die dich christlich erziehen, deinen gesunden Körper, die glückliche Entwicklung deiner geistigen Kräfte, dankst du Ihm allein. Robert hörte gerührt die frommen Ermah-

nungen an, und bewahrte sie in seinem Herzen. Nicht daß Robert ein Kopfhänger geworden wäre, sondern er freute sich innig seiner Knabenzeit im Kreise seiner Jugendgespielen; er war der fröhlichste, aber auch der gesittetste unter ihnen. Robert vermied allen Streit und Zank, und fand ein solcher unter seinen Gefährten Statt, so bemühte er sich mit allem Eifer denselben zu schlichten, und sie zur Einigkeit zu bringen. Selten mißlang ihm sein edles Bemühen, denn alle achteten und liebten den sanften Knaben, an den sie sich ohne Neid von ihren Eltern als Muster eines guten Kindes hingewiesen sahen, und schloßen auf Roberts Rath Friede miteinander. Robert ging nie glücklicher vom Spielplatze hinweg, als wenn es ihm gelungen war, Mißhelligkeiten unter seinen Kameraden zu beseitigen, und das alte Einverständniß unter ihnen wieder herzustellen. Gefällt euch nicht, liebe Leser, der brave Robert? leset weiter, und ihr werdet ihn lieben lernen. Roberts Mutter wurde plötzlich von einer äusserst gefährlichen Krankheit, die für ihr Leben alles fürchten ließ, befallen. Wollnau, Roberts Vater, war vom tiefsten Schmerz bei dem Zustande seiner geliebten Gattin ergriffen; er liebte mit der ganzen Kraft seiner Seele die treue Gefährtin seines Lebens, die ihm als Gattin und Mutter die seligsten Tage schuf. Stundenlang saß er am Lager der Leidenden

und mit Mühe verbarg er die hervorquellenden Thränen. Der gefühlvolle Robert saß stille in einem Winkel, sah mit blutendem Herzen die Leiden seiner Mutter und den Schmerz seines Vaters. Er wandte kein Auge von der Kranken ab, und weinte bitterlich, wenn der Vater ihn aus dem Krankenzimmer, auch für seine Gesundheit befürchtend, verweisen wollte. Roberts liebstes Geschäft war es, der lieben Kranken Arzney zu reichen, oder einen frischen Trank zu bereiten, und er war hochbeglückt durch den dankenden Blick der Mutter. Eines Tages erklärte der Arzt, daß nun die entscheidende Stunde gekommen sey, wo entweder die Natur siege oder der Tod seine Beute fordere, und fügte, wiewohl mit schwerem Herzen hinzu, denn er schätzte und liebte die Familie Wollnau, daß er an ihrer Rettung zweifle. Da rang Wollnau die Hände, und ein heißer Strom von Thränen ergoß sich über seine Wangen. Robert, dem der Ausspruch des Arztes unbekannt war, schloß aus den Schmerzensäußerungen des Vaters den bedenklichen Zustand der theuren Kranken, und auch er brach aus banger Ahndung in lautes Schluchzen aus. Endlich faßte sich der Knabe, und wie von einem höhern Geiste beseelt, sprach er auf einmal: „Vater, du hast mich gelehrt, zum Herrn des Himmels zu flehen, verzage nicht, Robert fleht zu ihm und der gute Gott macht meine liebe Mutter wieder gesund.“ Nach diesen Worten eilte er hinaus in den Garten,

warf sich auf die Kniee nieder, und sprach zum Allwissenden: Großer Gott! liebender Vater der Menschen, höre Roberts Flehen, siehe meiner Mutter Leiden, meines Vaters Schmerz. Ich will fromm seyn mein Leben lang und will dir dienen, erhalte uns die theure Mutter! Ach, du kannst es ja, du bist ein allmächtiger Gott! Robert will gerne sterben, rette nur die liebe Mutter! Heftiges Weinen erstickte die weitere Rede des frommen Knaben. Wollnau war Roberten nachgegangen, und hatte das rührende Gebet seines Kindes von ihm unbemerkt gehört. Er schloß ihn mit Innigkeit in seine Arme, und vereinigte sein Gebet mit dem seines Sohnes. Und der Allwissende hatte das Flehen der Bedrängten vernommen, die entscheidende Stunde gieng vorüber, und der Arzt erklärte die Kranke für gerettet. Wer vermöchte Wollnaus und Roberts Freude zu schildern, als sie dieses belebende Wort aus dem Munde des Arztes vernahmen? Habe ich dir nicht gesagt, lieber Vater, sprach nun Robert, daß der gütige Vater im Himmel, wenn ich ihn bitte, die gute Mutter wieder gesund machen werde. Da siehst du, lieber Robert, entgegnete der Vater, daß des Gerechten Gebet viel vermag, wenn es ernsthaft ist. Darum bleibe gut, auf daß du stets so herzlich zum Vater aller Menschen beten könnest. Und Robert behielt die Ermahnung seines Vaters inne, wurde

ein braver Mann, der Viele auf die Bahn der Wahrheit und Tugend leitete, und als die Freude und Stütze seiner Eltern die Freudigkeit eines guten Gewissens und die Achtung seiner Mitbürger genoß.

Wohlthätigkeit.

Herr Rollberg ging mit Otto, seinem fünfjährigen Söhnchen spazieren. Sie kamen bey mehreren Buden vorbei, wo Obst feil geboten wurde. Der Knabe bekam Lust nach den schönen Aepfeln. Vater, hub Otto an, erlaubst du, daß ich um die Münze, welche mir gestern Tante Julie zum Geschenke gab, Aepfel kaufe? Wohl, mein Sohn, sprach der Vater, ich will es dir für dieses Mal erlauben. Doch sieh, lieber Otto, jenen alten Mann an der Krücke daher sich schleppend, wie ärmlich er gekleidet ist! Sein silberweißes Haar dient zum leichten Spiel des Windes, und seine zitternden Hände vermögen kaum den abgeschabenen Hut zu halten! Ja, Vater, ich sehe den armen alten Mann, entgegnete Otto, und möchte ihm helfen. Weißt du was, ich will die Münze dem alten Manne geben, und kein Obst kaufen. Kaum hatte er dieß gesagt, so sprang er zu dem Greise hin, reichte ihm die Münze mit

freudestrahlenden Blicken, und kehrte, ohne den Dank des gerührten Alten abzuwarten, zu seinem Vater zurück. Dieser schloß den lieben Knaben mit Freuden in seine Arme, und sagte: du hast mir eine große Freude gemacht durch diesen Beweis deines wohlthätigen Herzens; aber auch du wirst in dir die Wonne des Gebens fühlen!

Es sey in deinen frühsten Tagen,
Den Armen wohlzuthun die höchste Lust;
Dein eignes Herz wird dir es sagen,
Nichts mache glücklicher des Menschen Brust.

Edelmuth.

Ludwig gieng an einem schönen Frühlingsmorgen mit einem Buche in der Hand spazieren. Seine Seele war froh gestimmt, und fühlte sich von den neuauflebenden Reizen der Natur wonnig belebt. In dieser freudigen Stimmung begegnete ihm Rudolph, sein früherer Freund, der mit ihm aufgewachsen war, und die nämlichen Klassen des Gymnasiums ihrer Vaterstadt durchgemacht hatte, bis zu der obersten, wo sie beide jetzt waren, nun aber mehr und mehr sich von ihm entfernt hatte, ja sogar ihn anzufeinden schien, obgleich sich Ludwig nicht der geringsten Beleidigung gegen ihn bewußt war. Du

kommst mir eben recht, du Tuckmäuser, rief ihm Rudolph mit zorniger Gebehrde zu. Ich muß dir sagen, daß du in meinen Augen ein Heuchler und Ehrabschneider bist, und werde es Jedermann zu beweisen suchen. Ludwig auf eine solche Anrede gar nicht gefaßt, wußte nicht, wie er zu diesen ehrenrührigen Beinamen gekommen sey. Ruhig entgegnete er also seinem ungerechten Ankläger: Was hast du Ursache, mich so zu beschimpfen, ich habe dich nie verläumdet, mich niemals gegen dich falsch gezeigt. Nimm daher diese beleidigenden Ausdrücke zurück, sie können mir nicht gelten. Du bist ein Lügner! fuhr Rudolph mit gesteigertem Zorne heraus, hast du mich nicht neulich bei unserm Professor angegeben, als hätte ich mich unanständiger und beleidigender Aeusserungen gegen ihn erlaubt, so, daß er mich jetzt anfeindet, und mich zurückzusetzen scheint? Das habe ich nicht gethan, sagte Ludwig, fest und bestimmt, und ich muß dich einen Lügner heißen, wenn du vorgibst, beweisen zu können, daß ich dieß wirklich gethan habe. Ueberhaupt scheinst du es darauf abgesehen zu haben, mich, der ich dir nie etwas zu Leide gethan, zu beleidigen. Das ist nicht schön, Rudolph, von dir, es verräth ein schlechtes Herz, und ein solches muß man billig verachten. Bei diesen Worten, welche dem sonst gelassenen aber aufs tiefste an seiner Ehre verletzten Jünglinge entfuhren, drang der sich in seinem Zorne nicht mehr kennende Rudolph auf Ludwigen

ein, und wäre sicher zu groben Thätlichkeiten geschritten, wenn den beiden nicht ein Lehrer des Gymnasiums entgegen gekommen wäre. Ich räche mich gewiß noch an dir, äußerte der wilde Rudolph, und entfernte sich. Ludwig war durch diesen Auftrit ganz aus seiner Fassung gebracht, und fühlte sich so sehr beleidigt, daß er sich, gegen seine Gewohnheit, vornahm, dem rohen Menschen zu seiner Zeit es merken zu lassen, wie unanständig, ja gemein er sich betragen habe.

Noch am Abende desselben Tages erhielt Ludwig von seinem Vater den Auftrag, heute noch in dem nahe gelegenen Landstädtchen ein Geschäft für ihn zu besorgen. Ludwig leistete sogleich Folge, und ging eilenden Schrittes dem Walde zu, durch welchen der Weg nach dem bezeichneten Städtchen führte. Fast in der Mitte desselben angelangt, traf er Rudolphen in Streit mit zwei andern, die in gleichem Alter mit ihm standen, und ihn bereits zu Boden geworfen hatten und tüchtig auf ihn einhauten. Der brave Ludwig vergaß die Beleidigung, welche er am Morgen von Rudolphen erlitten hatte, und eilte dem Unterliegenden zu Hilfe. Er hatte sich unter seinen Schulgefährten stets als einen der gewandtesten Kämpfer bewiesen, mit seiner Fertigkeit aber nie groß gethan, und niemals gerne, wie Rudolph, Händel gesucht. Schnell fiel er dem Einen von Rudolphs Unterdrückern in den Rücken, packte ihn, und warf

ihn zu Boden, daß diesem alle Sinne vergingen. Sein Gefährte, die Ueberlegenheit Ludwigens bemerkend, wollte sich nicht auch auf den Boden werfen lassen und ergriff die Flucht, in die sich bereits der unterdessen wieder Aufegstandene begeben hatte. — Unterdessen richtete sich nun auch der geschlagene Rudolph mit Hilfe Ludwigs wieder auf, dem er vor Beschämung nicht in das Auge sehen konnte. Er verdankte seinem edlen Befreier von diesen Unholden seine geraden Glieder, ja vielleicht sein Leben, und wie hatte er diesen seinen Retter am Morgen behandelt! Dieser Gedanke schmerzte Rudolphen tief in der Seele, denn er war nicht verdorben, und nur schlimme Gesellschaften hatten ihm eine so rauhe und ungefällige Außenseite gegeben; deßwegen fing er mit ungewißer Stimme an, Ludwigen folgendermassen anzusprechen: Ich habe dich heute schwer beleidigt und dir großes Unrecht zugefügt, verzeihe mir's Ludwig! Du stehst gerechtfertigt da vor meinen Augen. Nimm meinen wärmsten Dank für deinen kräftigen Beistand hin, und sey versichert, daß nur meine aufbrausende Hitze, und das Aufhetzen einiger schlechten Kameraden mich verleiten konnte, so gegen dich zu verfahren. Der brave Ludwig versicherte ihm, daß er seine Beleidigungen gerne vergessen wolle, und es ihn recht freue, daß Rudolph hinsichtlich seiner Gesellschafter nun heller sehe. Rudolph war durch das edle Benehmen seines Retters gerührt, und bat, ihn wieder in die alte

Freundschaft aufzunehmen. Ludwig schlug ein, und beide setzten nun ihren Weg durch den Wald gemeinschaftlich fort. — Auf dem Wege nach dem Städtchen, wohin Rudolph, der ohne Beschädigung davongekommen war, Ludwigen begleitete, erklärte er diesem, aus welcher Ursache jene zwei Kerle ihm aufgepaßt, und zu Leibe gegangen wären. Er habe nämlich beide vor einigen Tagen beim Kartenspiel beobachtet, wie sie einen jungen, unerfahrnen Menschen betrogen, und um all sein Geld gebracht hätten, da sey er hervorgetreten, und habe sie der ganzen Gesellschaft als Betrüger hingestellt. Von der Wahrheit seiner Aussage betroffen, hätten sie sich gleich aus dem Staube gemacht, ihm aber Rache geschworen, und würden sie auch an ihm auf eine grausame Weise genommen haben, wäre Ludwig nicht zu Hilfe geeilt. Noch einmal sage ich dir herzlichen Dank, du guter Mensch, sagte Rudolph gerührt, du sollst den treusten Freund an mir besitzen. Ludwig hatte in dem Städtchen bald seine Geschäfte abgethan und kehrte mit dem neuerworbenen Freunde, in dem seligen Bewußtseyn, etwas Gutes gethan zu haben, ins Vaterhaus zurück.

Die Welt kennt keinen höhern Frieden,
Als den die Seele selbst sich gibt.
Gewiß erringt ihn der hienieden,
Der auch am Feinde Wohlthat übt. —

Belohnte Dienstfertigkeit.

Wilhelm, der eilfjährige älteste Sohn des Kommerzienrathes Baur, ging eines Nachmittags auf den von der Stadt etwas weit entlegenen Weinberg seines Vaters, der sich schon Morgens dahin begeben hatte, und wollte bei ihm den Abend zubringen. Fröhlich sprang er jeder schönen Stelle zu, die sich ihm auf dem Wege dahin darbot. Er durfte auch mit Recht sich freuen, denn er war heute von dem Lehrer vor allen seinen Mitschülern wegen seines Fleißes und Wohlverhaltens gelobt worden, und hatte auch sein lateinisches Pensum für den nächsten Tag schon gemacht. Er zog mit innigem Wohlbehagen die balsamischen Düfte, welche Garten und Flur spendeten, in sich; und freute sich auch gar sehr zum Vater zu kommen, auf dessen Lob für seine Zeugnisse er sicher rechnen konnte, und nichts machte den gutgearteten Wilhelm glücklicher, als wenn sein Vater mit ihm zufrieden war. Die Hälfte des Weges war noch nicht ganz zurückgelegt, als Wilhelmen ein zerbrochener Reisewagen aufstieß, in welchem ein fremder Herr mit seinem Kutscher und seinem Bedienten standen, und unbekannt mit der Gegend, sich nach einem des Weges kundigen Führer umzusehen schienen. Wilhelm war nahe zu ihnen hingekommen,

und der fremde Herr sprach ihn mit freundlicher Miene an: Lieber Kleiner, können Sie uns nicht den kürzesten Weg, der zur Stadt führt, sagen; es ist, wie ich sehe, kein Ort in der Nähe herum, in welchem ich meinen Wagen herstellen lassen könnte, und es beginnt schon Abend zu werden. Ja wohl kann ich das, entgegnete der dienstfertige Wilhelm; doch will ich Sie mein Herr lieber selbst diesen Weg führen, damit Sie ja nicht irre gehen. Der Fremde folgte dem Knaben, nachdem er seinem Diener befohlen hatte, beim Wagen zu bleiben, bis er aus der Stadt einen Boten schicken werde. Ihn sprach das artige und gefällige Benehmen des hübschen und gut gekleideten Knaben außerordentlich an, und er fand auch im Verlaufe seines Gespräches mit ihm, daß er gut erzogen und wohl unterrichtet war. Er gewann Wilhelmen wegen seiner klugen Fragen und Antworten immer lieber, und erzählte ihm, gegen seine Gewohnheit Vieles, was den wißbegierigen Knaben ansprechen konnte von seinen Reisen, welche er in ferne Länder gemacht hatte. Als sie in die Nähe der Stadt gekommen waren, fragte der Fremde Wilhelmen um den Namen und Stand seiner Eltern. Er nannte ihn, und der fremde Herr schien nicht befriediget zu seyn. Nun sage mir auch, lieber Wilhelm, wie deine Mutter mit ihrem Geschlechtsnamen heißt. „Eleonora Walter“ entgegnete Wilhelm. Hat mich doch meine Ahndung nicht getäuscht, rief der Frem=

de aus. Gütiger Gott, ich danke dir, daß du mich meine Lieben so bald finden ließest. Komm an mein Herz, du Kind meiner theuren Schwester, ich bin dein Onkel, der gerade aus Amerika zurückkehrt. Man denke sich Wilhelms freudiges Erstaunen, den lieben Onkel, von dem die Mutter so viel Gutes erzählte, vor sich zu sehen, ihn aufgefunden zu haben, sein Jubel stieg in jeder Minute, und stolz wie ein Feldherr, schritt er an des Onkels Seite in die Stadt ein, wo dieser in einem Gasthofe verweilte, bis Wilhelms Mutter auf seine Ankunft vorbereitet war. Wilhelm brachte ihm die Nachricht, daß alles vorbereitet sey, und er eilte wie auf den Flügeln des Windes getragen in die Arme seiner geliebten, lange nicht gesehenen Schwester. Welche Wonne für diese, die dem todt geglaubten theuren Bruder, von dem sie seit 12 Jahren keine Nachricht hatte, an die Brust sank. Wilhelm und seine kleineren Geschwister hingen sich an den Onkel, und jeder wollte ihn grüßen und küssen. Wie glücklich war der Onkel, sich im Kreise von muntern Knaben und blühenden Mädchen, die alle Kinder seiner theuren Eleonora waren, zu sehen. Nach den ersten Freuden des Wiedersehens bedauerte Eleonora, daß der gute Vater nicht zugegen sey, und machte den Vorschlag, noch heute auf den Weinberg zu fahren, und den Vater dort mit dem angekommenen Bruder zu überraschen. Der Vorschlag wurde sogleich ausgeführt. Groß war die

Freude von Eleonorens Gatten, als er am Arme seiner Gattin einen Fremden eintreten sah, in dem er seinen Schwager kennen lernte. Eine herzliche Umarmung und ein warmer Händedruck sagten den beiden Männern, was sie gegenseitig fühlten. Sie hatten sich nicht gekannt, denn Wilhelms Vater lernte erst ein Jahr nach der Abreise von Eleonorens Bruder nach Amerika, dessen Schwester kennen. Seit jener Zeit hatten sie nichts mehr von ihm gehört. Es herrschte daher an diesem Abend unter der glücklichen Familie die seligste Freude, welche noch mehr gesteigert wurde, als der Onkel erklärte, seine übrigen Lebenstage an der Seite seiner wiedergefundenen Lieben verleben zu wollen. Alle Kinder fielen dem lieben Onkel um den Hals, und suchten ihm ihre Freude über sein Dableiben zu bezeigen. Ja, sagte der Onkel, an all eurer Freude ist unser guter dienstfertiger Wilhelm Schuld. Hätte er mich nicht so freundlich und gefällig den rechten Weg geleitet, und wäre er verdrießlich seine Wege gegangen, so würde ich weiter gereißt seyn, und euch dann lange nicht gefunden haben. Darum soll mein Wilhelm leben, rief der Onkel, und stieß mit ihm an, und alle stimmten ein, daß Wilhelms Hoch in alle Lüfte tönte!

Der Liebling.

Mit freudefunkelnden Augen kamen Emilie, Doris und Julie von einem Besuche bei ihrem reichen Onkel zurück; denn jede von ihnen hatte für den Glückwunsch zu seinem Geburtstage 30 Dukaten zu ihrer beliebigen Verfügung erhalten. Geht hin, ihr lieben Mädchen, sprach der Gütige, und sucht mit diesem Gelde nach Verlauf eines Jahres euch und mir die größte Freude zu machen, und welcher von euch es am besten gelingt, die soll mein Liebling werden. Die beschenkten Mädchen kamen mit dem größten Jubel zu den Eltern zurück, zeigten denselben das Geschenk des gütigen Onkels, und machten sie auch mit den beigefügten Worten desselben bekannt. Die Eltern merkten gleich die Absicht des weisen Onkels, und billigten sie im Stillen ungemein. Nun ich will sehen, sagte der Vater lächelnd, welcher von euch das Glück zu Theil wird, des Onkels Liebling zu heißen. Gebt aber hübsch Acht, daß ihr diese bedeutende Summe vernünftig verwendet, um Rechenschaft darüber ablegen zu können. Ich will euch nach meines Bruders Willen in der Ausgabe derselben durchaus nicht beschränken, und keiner über das Wie? der Ausgabe Winke geben. Handelt nun so, wie es euch Verstand und Gefühl heißen. Emilie, die älteste

von ihren Schwestern, hatte schon einen Entschluß gefaßt; sie wollte nämlich an dem künftigen Geburtstage des Onkels, im schönsten Schmuck erscheinen, und dazu sollte ganz allein das Geschenk des Onkels verwendet werden. Wie wird er sich freuen, sagte die eitle Emilie zu sich selbst, wenn er sein schönes Milchen, (so nannte sie oft der Onkel,) angethan mit dem neuesten und schönsten Kleide, die Hände mit kostbaren Ringen bedeckt zu ihm eintritt und ihren Glückwunsch darbringt. Sie malte sich jenen Augenblick als den schönsten ihres Lebens aus, wo sie gewiß über ihre Schwestern, denn keine von ihnen war so schön, wie Emilie, den Sieg davon tragen werde, und daher hielt sie ihren Entschluß vor ihnen geheim. Auch Doris, die zweite Schwester, brauchte nicht lange über die Anwendung der erhaltenen Summe nachzusinnen. Ja, Doris hatte den unglücklichen Hang zu Geiz frühe schon gezeigt, und ihr ward nie wohler, als wenn sie auf ihrem Zimmer eingeschlossen die zusammengesparten Thaler zählen, und abermals zählen konnte. Der Klang derselben ergötzte sie mehr, als die ausgesuchteste Musik. Natürlicher Weise trug sie auch gleich die erhaltenen 30 Dukaten zu dem übrigen ersparten Gelde, und weidete sich an dem Glanze desselben. Der Onkel lobt mich gewiß, sprach Doris, wenn ich ihm bei der Wiederkehr seines Geburtstages die 30 Dukaten unversehrt zeigen kann. Wie groß wird seine Freude seyn, daß

ich so sparsam und enthaltsam in Vergleich mit meinen Schwestern bin, die sicherlich all ihr Geld ausgeben. Gewiß wird er mich seinen Liebling nennen. Auch Doris ließ von ihrem Ersparungsplane nichts den beiden Schwestern merken. Julie allein, die jüngste unter ihnen, hatte über ihr Gold auf eine uneigennützige Weise entschieden. Julie war, was ihre beiden Schwestern nicht waren, — wohlthätig. Sie allein suchte die Hütten der Armuth auf, und kam, da ihr Gott reiche Eltern gegeben, nie ohne Hilfe in dieselben. Ihr ganzes bedeutendes Taschengeld war blos für die Armen bestimmt und reichte höchst selten aus. Ihre Hausarmen rühmten sie als einen Engel; denn Julie war sanft und mild gegen Unglückliche, und verschloß den Klagen derselben niemals ihr Ohr. Man kann sich daher des edlen Mädchens Freude denken, als der gütige Onkel ihr ein so reiches Geschenk machte. Nun kann ich, dachte sie, meinen Armen kräftiger helfen, und so recht nach dem Wunsche meines Herzens Gutes thun. Vor allem eilte jetzt Julie zu einer armen, aber frommen Familie, deren Wohlthäterin sie seit längerer Zeit gewesen war. Diese durch fremde Schuld und mannigfaltiges Unglück herabgekommene Familie fand in Julien allein noch ihre Retterin. Der Vater war lange krank und unfähig, den nöthigen Erwerb für sein Weib und Kinder herbeizuschaffen, die Mutter, abgehärmt von Sorge und Kummer, schlich wie ein

Schatten in ihrem Elende herum, die Kinder schrieen nach Brod, aber oft vergebens. Da hörte durch eine edle gleichgesinnte Freundin, Julie von dem Elende dieser armen Familie. Sie kam, sah und half. Ein geschickter, von Julie beauftragter Arzt stellte bald den Familienvater zur Freude seines Weibes und seiner Kinder wieder her. Der Mutter wurde Arbeit in Juliens elterlichen Hause verschafft, und die beiden Mädchen mit abgelegten Kleidungsstücken aus Juliens Garderobe beschenkt, welche die kluge Mutter ihnen angemessen herrichtete. Auch sorgte Julie, daß die Kinder in die Schule geschickt wurden, wozu sie sie besonders angeleitet wissen wollte. Als Werner, so hieß der arme Mann, sich wieder hergestellt fühlte, suchte er Arbeit, und fand sie durch Juliens Vermittlung bei einem alten Freunde ihres Vaters, der das wohlthätige Wirken Juliens kannte, und deßwegen das edle Mädchen über alles hochschätzte. So hatte Julie allein eine ganze Familie vom Untergange gerettet, und der Dank dieser Geretteten war ihr süßester Lohn. Nur eine Sorge lag dem braven und thätigen Werner schwer auf dem Herzen, es war die um Heinrich, seinen ältesten Knaben. Dieser war gelehrig, folgsam und ein frommer Knabe, und wollte gerne das Drechslerhandwerk lernen, aber da fehlte dem Armen das Lehrgeld, und kein Meister wollte ihn umsonst in die Lehre nehmen. Julie kannte den Kummer des alten Werners gar wohl, und sann

lange nach, wie sie dem braven Heinrich das Lehrgeld schaffen könne, hätte aber keinen andern Ausweg gefunden, als mit ihrem gütigen Vater zu sprechen, und ihn für die Bezahlung des Lehrgeldes zu gewinnen zu suchen; da kam der gute Onkel mit seiner reichen Gabe, und alles Nachsinnen hatte ein Ende. Selig durch das Bewußtseyn helfen zu können, kam Julie, wie oben gesagt, gleich nach dem Besuche beim Onkel zu Wernern, rief ihn bei Seite, und fragte nach der Summe des Lehrgeldes für Heinrichen. „Sechzig Gulden fordere der Meister,“ war die Antwort. Ich kann sie jetzt, sagte Julie mit frohem Blicke, Ihrem Heinrich geben; aber unter dem Versprechen, Niemanden eine Sylbe davon zu sagen. Sie dürfen nicht besorgen, daß es über mein Vermögen, oder gegen den Willen meiner Eltern geschieht. Der gütige Himmel hat mich in den Stand gesetzt, es zu thun, er wird auch Heinrich seinen Segen verleihn! Auch für Marie ist bereits gesorgt; ich habe mit einer in weiblichen Arbeiten sehr geschickten Frau gesprochen, welche sie darin unterrichten wird, Gott gebe der braven Marie sein Gedeihen, daß auch sie die Stütze ihrer Eltern werden könne. Unmöglich ist es, liebe Leser, des Alten Entzücken bei Juliens herzerfreuender Rede zu schildern. Ihn ließ dankbare Rührung nicht zur Sprache kommen; mit Thränen benetzte er des wohlthätigen Mädchens Hand, rief Alle herbei, und machte sie mit

Juliens beispielloser Wohlthätigkeit bekannt. Heinrich und Marie küßten ihre Hände, und jauchzten laut auf, ihres Herzens heißesten Wunsch so plötzlich erfüllt zu sehen. Ihre Mienen drückten aus, was Worte zu schildern nicht im Stande waren. Der Dank einer durch Julie glücklich gemachten Familie stieg laut zum Himmel, und lohnte sie für ihre edle That.

Heinrich kam in die Lehre, und Marie erhielt bei der angewiesenen Lehrerinn Unterricht. Bald hatte Julie die Freude, von Heinrichs Lernbegierde und gutem Betragen zu hören, und eben so auch von Marien, die sich durch Fleiß, Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit bald unter allen ihren Mitschülerinnen hervorthat.

Durch diese und ähnliche Ausgaben für Wohlthätigkeit ward Juliens Kasse bald erschöpft, und ihr von des Onkels reichem Geschenke nichts mehr übrig. Bald war das Jahr zu Ende. Emilie freute sich auf ihren Kleiderschmuck, Doris auf den Augenblick, wo sie dem Onkel ganz unversehrt die Summe zeigen könne; nur die anspruchslose Julie war in Verlegenheit, was sie dem Onkel für sein Geschenk zeigen solle; denn ihre, den Armen erzeigte Wohlthaten selbst herzuzählen, das verbot ihre edle Anspruchslosigkeit. Der Geburtstag des Onkels war gekommen. Emilie, geschmückt wie eine Königin, schritt stolz zwischen ihren Schwestern zum Onkel, um ihm

ihren Glückwunsch darzubringen. Doris sah sie gleichgültig an, denn sie glaubte ganz gewiß, der Onkel werde ihre Sparsamkeit anerkennen, und das süße Wort Liebling gegen sie aussprechen. Julie merkte auf keine von ihren Schwestern, weil sie sich ganz in die Sorge, wie sie dem Onkel gegenüber stehen werde, verlor. Sie kamen beim Onkel an, statteten ihre Glückwünsche ab, die vom Onkel freundlich angehört wurden, und harrten nun begierig der abzulegenden Rechenschaft. Der Onkel fragte auch bald „Ei, was habt ihr denn, lieben Mädchen, mit meinem vorjährigen Geschenke gemacht? Welche werde ich meinen Liebling nennen können?“ Rede du, Emilie, sagte er, zu dieser gewandt. Emilie hatte sich die Antwort leicht vorgestellt, und fand jetzt, daß dieselbe für sie sehr schwer sey; darum zögerte sie mit derselben. Der Onkel merkte dieß, und kam ihr mit den Worten zuvor: Wie ich sehe, bist du heute schöner als jemals geschmückt. Du scheinst guten Geschmack zu haben, der sich in deinem neuen allerdings prächtigen Kleide und blitzenden Ringen ausspricht! du wirst damit deine Absicht erreichen und Aufsehen, ja wohl auch Neid erregen. Damit endete er seine Rede, und wandte sich zu Doris. Was hast denn du aufzuweisen, war die Frage an sie. Doris überreichte mit siegreichen Blicken dem Onkel die dreißig funkelnden Dukaten, und versicherte ihn, daß dieselben nie aus ihrer Sparkasse gekommen wä-

ren, ja stets als Andenken an ihn in derselben verbleiben würden. „Das wollte ich nicht, war des Onkels unwillig klingende Antwort, und wandte sich mit heiterer Miene zu Julien, mit der Frage: was hat denn meine Julie vorzuzeigen?“ Julie gestand ihm schüchtern, daß sie zwar nichts vorweisen, aber betheuern könne, des gütigen Onkels reiches Geschenk gewiß gut angewandt zu haben. Das glaube ich recht gern, sprach er lächelnd, aber ich möchte doch die Beweise der guten Anwendung sehen. Hast du gar keine, liebe Julie? Jetzt keine, entgegnete Julie mit leisem Erröthen. Nun, sprach jetzt der Onkel mit sichtlicher Rührung, indem er Julie in seine Arme schloß, wenn du, mein Liebling keine nennen willst, so weiß ich welche, die für dich sprechen. Er gab ein Zeichen, und die von Julie so kräftig unterstützte Familie trat herein, Heinrich und Marie voran, welche ihr einen Blumenkranz aufsetzten. Du allein, Liebling meines Herzens, sprach der Onkel weiter, hast mich verstanden, und die Aufgabe gelöst, ohne es darauf abgesehen zu haben. Für die Zukunft der braven Menschen, die du bisher unterstützt hast, will ich jetzt sorgen, du sollst von nun an die Verwalterin meiner Kasse, die für Wohlthaten bestimmt ist, seyn, und ihr, so wandte er sich zu den beschämten Schwestern, fragt euer Inneres, ob Julie nicht verdiene mein Liebling zu heißen?

Geschwisterliebe.

Luise war allein im Zimmer, und weinte heftig, als ihr Bruder Fritz hereintrat. Warum weinst du? fragte er besorgt, und richtete Luisens niedergebeugtes Köpfchen in die Höhe. Luise hörte nicht auf zu weinen, vielmehr stürzten ihre Thränen reichlicher von den Wangen herab. Nun so sage es mir doch, bat Bruder Fritz, und nahm die geliebte Schwester in seine Arme. Ach! hub sie endlich an, mir ist so eben ein großes Unglück begegnet, und ich sehe schon im Voraus Verdruß und Züchtigung, sie wollte weiter sprechen, aber ein neuer Thränenstrom hinderte sie daran. Was hast du denn? entgegnete Fritz, du machst mich ganz unruhig, fasse Muth liebe Luise, ich will ja gern für dich Verdruß und Schläge aushalten. Luise gestand nach einer Weile, daß ihr beim Abwischen der Kommode das Unglück begegnet sey, an die Lieblingstasse der Tante zu stoßen, und sie zu zerbrechen. Fritz erschrack nun selbst bei Luisens Bericht, denn er hatte schon die Strenge der Tante erfahren, die den beiden Kindern oft ihre Fröhlichkeit übel nahm, und nicht selten Strafe verursachte. Das ist freilich ein fataler Streich, meinte Fritz, und Luise stimmte mit Thränen ihm bei. Aber wart, sagte Fritz auf einmal freudig, liebe Schwe-

ster, ich kann dir diesesmal aus der Klemme helfen. Eine Liebe ist der andern werth; denn ich vergesse dirs ewig nicht, wie du für mich neulich beim Vater flehtest, und vor ihm auf die Kniee fielest, um die Schläge von mir abzuwenden, die ich wegen des Vaters zerbrochener Lieblingspfeife erhalten sollte. Die Tante kehrt erst übermorgen von ihrem Besuche in H. zurück, und unterdessen schaffe ich dir eine neue Tasse. Wie kannst du dieses bewerkstelligen, sprach Luise, ihr bethräntes Auge zu ihm emporhebend; das brauchst du jetzt nicht zu wissen, sprach Fritz bestimmt, genug, es wird geholfen, sey darum ruhig liebe Schwester, trockne deine Thränen, und bau auf deinen Fritz. So sprach der gute Bruder, und hielt auch sein Versprechen. Fritz hatte nämlich eine vorzüglich schöne Handschrift, die einem vornehmen Herrn gerühmt wurde. Dieser hatte heute Fritzen rufen lassen, und ihm zur Probe einige Briefe zur Abschrift gegeben, für welche er, wenn sie nach seinem Wunsche ausfallen würde, reiche Bezahlung versprach. Diese fröhliche Bothschaft wollte Fritz eben seiner Luise verkünden, und ihr zugleich sagen, daß er mit dem dadurch verdienten Gelde ein schon längst gewünschtes Buch kaufen werde, denn Fritzens Vater hatte kein Vermögen, und eine höchst spärliche Besoldung: da vernahm er Luisens Unfall, und schnell war sein Plan geändert. Fritz setzte sich daher gleich an die ihm aufgetragene Arbeit, wandte

großen Fleiß und Mühe darauf, und brachte sie dem vornehmen Herrn. Dieser fand Fritzens Schrift wider alles Erwarten schön, belohnte ihn reichlich für seine Mühe, und erfreute ihn durch eine neue Bestellung. Fritz lief nun spornstreichs zu einem Porzellainhändler, kaufte eine der zerbrochenen ganz ähnliche Schaale, und stahl sich in das Zimmer, wo er die zerbrochene mit der neuen Tasse auswechselte, dann rief er heimlich Luisen, und sprach, ein ernsthaftes Gesicht annehmend, da sieh Luise, was du zerbrochen hast, habe ich wieder ganz gemacht, und habe mein Wort gehalten. Luise fiel dem edlen Bruder gerührt um den Hals, und nannte ihn ihren lieben, lieben Fritz, und Fritz war selig durch die Freude seiner Schwester. So ward der Schaden wieder gut gemacht, die Eltern im Stillen davon unterrichtet, um die Tante günstig für Luisen zu stimmen, was auch geschah, und noch nie war diese so nachsichtig wie diesesmal; denn welchen gefühlvollen Menschen sollte eine so edle Geschwisterliebe nicht rühren!

Macht eines frommen Liedes.

Madam Edler saß am Nähtische und weinte. Ihr bethräntes Auge erhob sich zum Himmel, und schien um Hilfe zu flehen. Nicht umsonst war ihre

Seele so betrübt; denn ihr Gatte hatte eine weite Reise unternommen, mit dem Versprechen, binnen 6 Monaten gewiß zurückzukehren, auch unter der Zeit öfters Nachricht über sein Wohlbefinden und den Fortgang seiner Geschäfte zu ertheilen; aber leider vergieng ein Jahr, und Herr Edler erschien nicht, auch kam nicht die geringste Nachricht von ihm an. Sein und seiner Familie Glück stand bei dieser Reise auf dem Spiele. Herr Edler hatte nämlich für einen Freund Bürgschaft geleistet; dieser aber ward durch einen plötzlichen Unglücksfall ausser Stand gesetzt, Zahlung zu leisten, und Edler mußte nun einen beträchtlichen Theil seines Vermögens aufopfern. Eigenes Mißgeschick bei einigen Unternehmungen hatte fast noch den übrigen Theil seiner Habe hinweggeraft, so daß ihm nur noch eine nicht ganz unbedeutende Summe übrig blieb, welche aber in einer weit entfernten Handlungsstadt ziemlich unsicher stand. Diese nun zu retten, unternahm Edler die Reise, und hatte er, wie er hoffte, die Summe glücklich erhalten, so war er gesonnen, in der dortigen Handelsstadt ein vortheilhaftes Geschäft zu unternehmen, um durch den Ertrag desselben sich und seiner Familie wieder aufzuhelfen. Nun aber vernahm seine Gattin weder von seiner Ankunft in der dortigen Stadt, noch von dem Gelingen seines Unternehmens etwas, er selbst war noch nicht zurückgekehrt, und sie hatte auch trotz aller Nachforschungen nichts von ihm vernehmen können.

Daher ihre Traurigkeit. Zu diesem kam noch das grobe Betragen eines Gläubigers, welcher ihr heute die Erklärung machte, daß wenn nicht binnen zwei Wochen die Schuld bezahlt werde, er darauf dringe, daß alle ihre Habseligkeiten verkauft würden. Dabei erlaubte sich der rohe Mann beleidigende Ausdrücke, welche die Brust der zartfühlenden Frau wie Dolche durchbohrten. Unter bittern Thränen beschwor sie den Unbarmherzigen, doch noch bis zur Rückkehr ihres Mannes Geduld zu haben; aber vergebens war ihr Flehen, der herzlose Mann entfernte sich unter Flüchen und Androhung baldiger Auspfändung. O Gott! sprach die unglückliche Frau zu sich selbst, wie bin ich so verlassen von aller Hilfe! — Der Gatte ist fort, und läßt mich ohne alle Nachricht, böse Gläubiger drängen mich, kaum ist noch von dem neulich verdienten Gelde soviel übrig, um mein und meiner zwei Töchter Leben noch einige Tage fristen zu können. Warum wendest du deine rettende Hand von uns ab, allmächtiger Gott? — Mit dieser Frage blickte sie zum Himmel auf; dann senkte sie ihr Haupt wieder, sah starr auf den Boden, und tiefer Schmerz lag auf ihrer Miene. Sie hatte ihre ältere Tochter Pauline nicht ins Zimmer treten hören, und war mit gefalteten Händen in ihrer vorigen Lage geblieben. Pauline las aus der geliebten Mutter Zügen den Schmerz und den Kummer der Seele. Doch fand sie ihn heute heftiger als je auf der Miene derselben aus-

gedrückt. Ach, sie kannte gar wohl die Leiden der armen Mutter, wußte, welch' großem Elende sie alle entgegen sahen, und litt nun doppelt bei dem sinkenden Muthe der theuren Mutter. Sie nahte sich ihr, und sagte mit leiser Stimme, verzage nicht, liebe Mutter! in unserm Unglücke, du bist so gut, so fromm, und hast oft gesagt, daß der gerechte Gott die Frommen wie seine Kinder liebe, und sie nicht zu Grunde gehen lasse. Mir fällt ein recht schönes Lied ein, das ich in der Schule gelernt habe, darf ich dir es sagen? Die Mutter nickte, und Pauline begann mit Rührung zu sprechen:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er väterlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.
Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh' und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.
Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seyst,
Daß jeder wahres Glück besitze,
Den alle Welt als glücklich preißt.

Bei allem Scheinglück ist das Herz
Oft voller Unruh', Sorg' und Schmerz.
Es sind ja Gott geringe Sachen,
Und seiner Allmacht gilt es gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen;
Den Armen aber groß und reich.
Er ist's allein, der jedermann
Bald stürzen, bald erhöhen kann.

Wunderbar wirkten diese einfachen und frommen Verse, von ihrem Kinde mit so vieler Rührung gesprochen, auf das niedergebeugte Gemüth der Mutter. Ihr schien es, als spräche Gott durch dieses Lied zu ihr. Sie fühlte neuen Muth in sich, auszuharren in ihrem Unglück, und neue Hoffnung gewann Raum in ihrem Herzen. Sie fiel Paulinen um den Hals, und dankte ihr für den Balsam der Religion, den diese in das zerschlagene Herz gegossen. Der Herr verließ auch die leidende Familie nicht, denn bald kam ein Brief von — Herrn Edler, und machte allen Kümmernissen plötzlich ein Ende; er enthielt die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in der Handelsstadt, von der Rettung der Summe, dem unerwartet günstigen Erfolge des Unternehmens; so wie auch die Gründe seines langen Schweigens darin angegeben waren. Dem Brief war auch eine ansehnliche Summe Geldes beigefügt, um die Lage seiner Familie verbessern zu können. Habe ich nicht gesagt, liebe Mutter, sprach Pauline, daß der Allgütige ge-

wiß meiner guten Mutter helfen werde. Ja, du hast Recht gehabt, sagte die Gerührte, darum laß uns nie mehr an Gottes Hilfe verzagen, sondern in jeder Noth zu einem frommen Liede unsere Zuflucht nehmen. —

Die edlen Freundinnen.

Auguste Halden, die Tochter wohlhabender und angesehener Eltern, wurde lange Zeit an ein äußerst schmerzhaftes Krankenlager gebannt. Jedermann bedauerte das liebe, gute Mädchen, welches so sehr verdiente, sich im beglückenden Gefühle der Gesundheit seines Lebens freuen zu können. Ihre Geduld und Hingebung in den Willen des Arztes war wirklich bewunderungswürdig. Der Arzt schätzte Augusten wegen ihrer Ausdauer und Gelassenheit ungemein, und stellte sie allen seinen Patienten als Muster vor. Sie war in den kranken Tagen dasselbe sanfte Mädchen, wie in den gesunden. Daher sah sie auch immer ihr Lager von ihren Freundinnen umgeben, welche der Kranken die Zeit durch launige Erzählungen oder gewählte Lectüre zu verkürzen suchten, und jede derselben suchte es der andern in Erweisuug kleiner Dienste, die Augusten Erleichterung verschaffen konnten, zuvorzuthun. Auguste hatte ja

ebenfalls oft an dem Krankenlager der einen oder andern von ihnen gesessen, und die Pflichten einer Freundinn getreulich erfüllt. Durch die unverdorbene Natur und durch des Arztes Geschicklichkeit ward Auguste mit Gottes Hilfe nach und nach wieder hergestellt, so daß der herannahende Frühling ihr die völlige Gesundheit mitzubringen versprach. Der Ersehnte kam endlich, und mit ihm die Erlaubniß des Arztes, an einem schönen Tage sich in dem neu auflebenden Garten, dem Schauplatze von Augustens fröhlichsten Stunden, ergehen zu dürfen. Wie schlug ihr Herz diesem Tage entgegen! Bald erschien er. Das Azurblau des Himmels, die trillernde Lerche, das hervorsprossende Grün, die milde Luft, kurz Alles machte auf die gefühlvolle Auguste den lebhaftesten Eindruck. Selig, vergnügt wandelte sie an der Seite ihrer, durch die genesene Tochter beglückten Eltern, durch jede Parthie des schönen Gartens. Jedes Lüftchen schien ihr zuzurufen: „Willkommen du Genesene im Reich des frohen Lebens!“ und Auguste konnte dem seligen Gefühle, das sie belebte keine Worte geben. Sie war schon einige Zeit im Garten und noch nicht an ihr Lieblings-Plätzchen, das sich vor dem Eingange des Lustwäldchens befand, gekommen. Auguste rückte nun mit dem Wunsche heraus auch zu jener Stelle zu kommen. „Gehe meine liebe Tochter“ sagten lächelnd die Eltern „wir werden dir nachfolgen.“ Auguste eil'e chnellen

Schrittes dahin. Kaum war sie dort angelangt, als sie die Melodie eines Liedes vernahm, welche sie vorzüglich liebte. Staunend und horchend erhob sie sich von dem Rasensitze, und ging den Tönen des Gesanges nach, von denen sie sich mächtig ergriffen fühlte. Sie trat lauschend in das Lustwäldchen ein, woher die Töne zu kommen schienen. Wie wurde sie aber überrascht, als sie den Tönen immer weiter nachgehend, am Ausgange des Hains, vor welchem ein freier Platz von Akazien umschlossen, sich befand, diesen von allen ihren Bekannten belebt sah. Kaum wurde Auguste von jenen erblickt, als fröhlicher Jubelruf ihr entgegen scholl, zwei von dieser Versammlung zu Augusten traten, und sie in den schön geschmückten Kreis führten. Der Rundplatz, den die umstehenden Bäume bildeten, war zu einer Art Tempel umgeschaffen; mitten in demselben erhob sich ein Altar, auf welchem ein Kranz von den schönsten Frühlingsblumen gewunden lag; die Bäume selbst waren miteinander durch Blumengewinde verbunden. An beiden Seiten des Eingangs befanden sich Pyramiden mit sinnigen Blumenverzierungen ausgeschmückt. Auf der einen Pyramide stand:

Dem Himmel Dank für Augustens Genesung!

Auf der andern Pyramide:

Ihre Liebe unser höchstes Glück!

Die höchst überraschte Auguste hatte sich kaum in etwas gesammelt, als ihre jüngste Freundinn aus dem Kreise hervortrat, und folgende Worte mit seelenvollem Ausdrucke an sie richtete:

Sey uns gegrüßt in diesem trauten Kreise;
Wo jedes dich mit hoher Lust umfängt,
Du kennst sie ja, der Freundschaft heilge Weise,
Daß sie des Leidenden, wie des Genes'nen denkt.
Sie sind vorbei des Schmerzens bittre Stunden,
Der Krankheit Nachtgewölk, es ist zerstreut,
Zur Freude auf, der Kranz ist schon gewunden,
Er lohn', Auguste, dich für deine Leidenszeit!

Bei diesen Worten nahm die Freundin den Kranz vom Altare, und setzte ihn der gerührten Auguste auf. Alsdann ertönte der frohe Zuruf: Heil, Glück und langes Leben unserer Auguste der Königinn dieses Festes! Jede ihrer Freundinnen trat nun zu Augusten hin, und brachte ihre Glückwünsche, so wie auch Geschenke dar, welche alle von dem Geschmacke und dem Zartsinne der Freundinnen einen sprechenden Beweis geben. Und alles dieß geschah so ungezwungen, mit so sichtbarer Herzlichkeit, daß Auguste, ihre Eltern und deren Hausfreunde, die auch hinzugekommen waren, bis zu Thränen gerührt wurden. Auguste dankte in kurzen aber herzlichen Worten, umarmte jede ihrer Freundinnen, und versicherte sie, nun scheine ihr die erhaltene Gesundheit doppelt theuer,

da sie sich von ihren Freundinnen so geliebt sehe. Ein froher Gesang wurde nun angestimmt, und des Tages Feyer ward begonnen! Auguste war königlich vergnügt im Kreise ihrer Freundinnen. Zu schnell schwand der Tag hin, den sie zu den schönsten ihres Lebens noch in spätern Jahren rechnete, denn er war der Grundstein der edelsten und dauerndsten Freundschaft.

Scheinglück.

Der Pallast des Ministers S*** war herrlich beleuchtet, er schien in einem Lichtmeere zu schwimmen, aus seinem Innern vernahm man die schönste Musik, und stattliche Carossen fuhren vor, aus welchen die Blüthe des Adels stieg. Die reich gekleideten Herren hoben die schönsten Damen aus dem Wagen, die wie Königinnen geschmückt, stolz durch die Halle des Pallastes die breite Marmortreppe hinaufschritten, und durch ihren reichen Schmuck die Bewunderung der Neugierigen erregten, welche sich vor das Portal gestellt hatten, um die Herrlichkeiten des Fürsten-Günstlings, so viel es seyn konnte, mitanzuschauen. Unter den Zuschauern befand sich auch die vierzehnjährige Anne, die Tochter eines nicht unbemittelten Bürgers. In ihren Augen waren der Mi-

nister und seine Familie die glücklichsten Menschen; da um ihretwillen so viele vornehme Herren und Damen mit dem kostbarsten Schmucke angethan, anfuhren, und sich so freundlich und zuvorkommend gegen dieselben benahmen. Wie aufmerksam waren die Diener auf jeden Wink der ankommenden Herrschaften, wie sahen sie so fröhlich aus; es mußte, so meinte Anne, lauter Lust und Freude in diesem Hause seyn. Viele vornehme Herren ließen sich auf dem Balkon sehen, der Minister war in ihrer Mitte, und unterhielt sich mit ihnen, wie es schien, aufs fröhlichste. Man lachte und scherzte, und am allermeisten der Minister. O die Glücklichen! seufzte Anne, die haben den Himmel auf Erden, sie sind reich, vornehm, und besitzen alles, was das Menschenherz erfreuen kann. Wie angenehm müssen ihnen die Tage ihres Lebens verstreichen! Sie können immer lachen, und gutes Muthes seyn; denn sie haben Alles, was sie wünschen. Anne hätte noch länger zu dem fürstlich geschmückten Saale, und dessen Bewohnern aufgesehen, wenn sie sich nicht hätte nach Hause begeben müssen. Auf dem Wege dahin stellte sie Vergleiche an zwischen dem, dem glücklichen Leben des Ministers, und dem stillen Leben ihrer Eltern. Den Minister und seine Familie, fing sie an, kennt man überall; wohin er sich wendet, grüßt man ihn ehrfurchtsvoll, und beeilt sich, hat er einen Wunsch ausgesprochen, diesen sogleich zu erfüllen. Alles hat

großen Respect vor ihm, weil er als Liebling des Fürsten sehr viele Macht besitzt. Wie glücklich sind seine Töchter. Sie haben die Wahl unter den schönsten Kleidern, sie dürfen nur winken, so fährt ihr Staatswagen vor, und sie durcheilen, stolz auf die Menge herabsehend, die Strassen der Stadt. Jedermann beeifert sich, ihr Wohlwollen zu erlangen, und fühlt sich hochgeehrt, sich mit ihnen unterhalten zu dürfen. Sie machen Besuche, und nehmem Besuche an. Wo sie hinkommen, ist man höchst erfreut, sie zu sehen, und betrübt, wenn sie sich entfernen. Ihre Kasse ist stets voll, und setzt sie in den Stand, Wohlthaten zu üben, und den Segen der durch sie Geretteten zu erwerben. Ach, sie sind zu glücklich! Wie trübe geht dagegen mein Leben dahin. Auf uns achten nur Verwandte, Freunde und Nachbarn. Diese schätzen und lieben zwar meine Eltern recht sehr; aber ich möchte sie doch gar so gerne von hohen Personen beachtet und geehrt sehen! Doch was kümmern sich diese um einen schlichten Bürger? O wäre nur mein Vater vornehm! Wie still und todt ist es in unserm Hause, kein frohes Fest bringt Freude in dasselbe. Früh morgens ruft mich die Arbeit vom Lager, und spät am Abend lege ich mich ermüdet zu Bette. Ich darf selten eine Freundin zu mir einladen, weil solche Besuche, meint der Vater, zuviel Zeit wegnähmen, und diese Einladungen wohl bei Vornehmen Statt fänden, für Bürgerstöchter aber

sich gar nicht schickten. Auf mich sieht Niemand in meinem einfachen Anzuge, und es ist mir sogar von meinen Eltern aus nicht erlaubt, der Magd, dem einzigen Dienstboten, den wir haben, etwas zu befehlen. Ich bekomme kein Geld unter die Hände, und erhalte ich einiges von meinen Verwandten zum Geschenke, so muß ich es gleich in die Sparbüchse legen. Ja, ja, war das Resultat von Anna's Betrachtungen, ich muß wohl mit meinem Stande recht unzufrieden seyn, da er so gar wenig Erfreuendes enthält! Diese und dergleichen Gedanken strichen bei der Heimkehr dem thörichten Mädchen durch den Kopf, und machten sie so trüben Gemüthes, daß sie weinend zu ihren Eltern in die Stube trat. Von diesen um die Ursache ihrer Thränen befragt, war Anne ehrlich genug, sie zu gestehen. Du verdienst, sagte der strenge Vater, einen tüchtigen Verweis, um deiner Thorheit willen. Du bist aber nicht nur thöricht, sondern auch höchst undankbar gegen Gott und deine Eltern! Wie viele Kinder würden Ihm auf den Knieen für die Wohlthat danken, Eltern zu haben, die sich angelegen seyn lassen, ihre Tochter zum Guten zu erziehen, sie nicht zu verweichlichen und zu verzärteln, sondern durch Gewöhnung an Arbeit und häusliche Tugend brauchbar für das Leben zu machen. Wenn du auch, fuhr er fort, Andere siehst, die reich und vornehm sind, so glaube deßwegen nicht, daß sie auch die glücklichern sind.

Jeder wahrhaft gute Mensch fühlt sich in der treuen Ausübung der Geschäfte seines Standes glücklich; unglücklich ist er aber, mag er hohen oder niedern Standes, reich oder arm seyn, wenn sein Gewissen ihm böse Thaten vorhält. Je höher der Stand ist, den ein Mensch bekleidet, desto mehr Gefahr ist für ihn da, den Weg des Rechtes zu verfehlen, und dem Verbrechen in die Arme zu fallen. Darum hüte dich, mein Kind, den für den glücklichsten zu halten, der auf der höchsten Stufe der Ehre steht, oder der über Tonnen Goldes zu gebieten hat. Nicht der äußere Mensch zeigt das wahre Glück; der innere kann dir sagen, ob du ihn glücklich preisen, oder beweinen sollst. Ich hoffe, du wirst die Thorheit deiner Klage über dein Schicksal einsehen, und jene zwar glänzende, aber auch täuschende Außenseite der großen Welt mit klarerem Auge betrachten, und daher auch in ihr nicht mehr den Grund zur Unzufriedenheit mit deinem Loose finden wollen. So sprach der weise Vater, und Anna fühlte die Wahrheit seiner Worte.

Einige Wochen nach jenem Feste beim Minister verbreitete sich in der Residenz das Gerücht, er sey wegen bedeutender Veruntreuungen im Dienste seiner Stelle entsetzt, und plötzlich auf eine entfernte Festung gebracht worden. Sein ganzes Vermögen wurde in Beschlag genommen; und seiner Familie, die alles vollauf zu besitzen gewohnt war, wurde ein äußerst kärglicher Jahrgehalt angewiesen. Dahin

war nun aller Glanz und alle Herrlichkeit! Auch Anna vernahm die Kunde von dem Falle des Fürsten-Günstlings, und benachrichtigte beschämt ihre Eltern davon. Siehst du? sagten diese, daß auch in Pallästen selten das wahre Glück wohnt, weil man dort gewöhnlich über das Aeußere das Innere, den Kern des Lebens zum schönen fruchttragenden Baume heranzuziehen vergißt: Drum merke dir:

Der Stand macht nicht das Glück des Lebens,
Das Geld gibt nicht Zufriedenheit.
Der suchet wahre Ruh' vergebens,
Der sich nur Ehr' und Gütern weiht.
Was Andres lehrt uns inne werden,
Das höchste sey ein reiner Sinn;
Mit ihm wirst glücklich du auf Erden,
Mit ihm zum schönern Jenseits zieh'n!

Das Wiedersehen oder der glückliche Abend.

Schon war die Sonne hinabgesunken, und sanftes Abendroth hatte den Himmel umzogen; der fleißige Landmann verließ seine Felder, und eilte der friedlichen Hütte zu. Der emsige Handwerker schloß seine Werkstätte, und genoß nach angestrengter Arbeit der erquickenden Ruhe im Schoose seiner Familie. Die

traulichen Töne der Abendglocke riefen auch in dem freundlichen Marktflecken K** den ermüdeten Hausvater, die fleißigen Knechte und Mägde zum ländlichen Mahle, das die sorgsame Hausfrau für sie bereitet hatte. Der jungen Pursche froher Abendgesang durchdrang die Luft, und mahnte die Alten an die entflohenen Jahre einer fröhlichen Jugendzeit. Nicht so frohen Muthes war der alte Werner, der ermüdet von des Tages Last und Hitze heimgekehrt war, und nun mit seinem Weibe und seiner alten Mutter das kärgliche Abendbrod verzehrte. Alle drei gaben sich dem wehmuthsvollen Andenken an Georg, Werners ältesten Sohn, von dem sie seit zehn Jahren nichts mehr vernommen hatten, hin. Werner war früher ein glücklicher Mann. Er hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem erfreulichen Wohlstande erhoben. Sein Handwerk, er war Schmied des Fleckens, nährte ihn und seine Familie reichlich, und setzte ihn in den Stand, auch für die Zukunft seiner Kinder zu sorgen. Seine Kinder, Georg, Marie und Anton waren die Früchte einer frommen und glücklichen Ehe. Georg, ein guter, aufgeweckter und hübscher Knabe, zeigte große Lust, das Handwerk seines Vaters zu erlernen; Marie stand frühe schon ihrer Mutter in kleinen häuslichen Arbeiten bei; Anton aber kränkelte von seiner Geburt an, und gab wenig Hoffnung zu einem kräftigen Aufkommen. Bald rückte die Zeit heran, wo

Georg sich auf die Wanderschaft begeben mußte, eine schwere Zeit für die liebenden Eltern, die ihren Georg gar hart von der Seite ließen. Die Abschiedsstunde kam, verging, und Georg steuerte der Fremde zu. Während seiner Abwesenheit traf seine armen Eltern mannigfaltiges Unglück; die fleißige Marie wurde plötzlich von einer gefährlichen Krankheit befallen, und binnen drei Wochen ein Raub des Todes. Namenlos war der Schmerz der unglücklichen Familie um die dahin geschiedene fleißige und brave Tochter. Kaum war ein Jahr seit Mariens Tod verflossen, so folgte auch Anton seiner Schwester ins Grab. Nur die Religion hielt Werner und seine Familie bei diesen schmerzlichen Verlusten aufrecht. Der Blick zu Gott stärkte sie in ihren großen Leiden. Werner stand nun allein mit seinem Weibe und seiner Mutter, die er, wie es einem frommen Sohne gebührt, mit kindlicher Liebe pflegte, und mit der er seinen letzten Bissen theilte. In ihrer Einsamkeit war es natürlich, daß die Sehnsucht nach Georg mehr und mehr rege wurde. Sein letzter Brief lautete von Hamburg, seitdem hatten sie keine Nachricht mehr von ihm erhalten. Alle Tage waren sie auf eine Kunde von Georgs Aufenthalt gespannt, aber es gelangte keine zu ihnen; auch waren alle Bemühungen Werners, von andern über Georg etwas zu erfahren, vergebens. Ihre Unruhe und Besorgniß stieg auf das Höchste.

Dazu brach neues Unglück über den armen Werner herein. In einer Nacht kam plötzlich in seines Nachbars Hause Feuer aus, welches so schnell um sich griff, daß innerhalb einer Stunde fünf Häuser, worunter auch Werners Haus war, in Aschenhaufen verwandelt waren. Werner hatte nur sich, sein Weib und seine Mutter aus dem furchtbaren Elemente retten können. Der kommende Morgen traf ihn als armen Mann. Wohl war es ein harter Schlag für ihn und seine Familie. Woher Obdach, woher die Mittel zu ihrer fernern Existenz nehmen? Der fünf und fünfzig jährige Werner hatte nicht mehr die Jugendkraft, um von Neuem sich Hab' und Gut für's Alter erwerben zu können. Seine Kinder hatte das kühle Grab umschlossen, denn seinen Georg glaubte er auch in diesem Leben nicht mehr findeu zu können. Das Unglück entlockte ihm bittre Thränen, doch machte es ihn nicht ganz muthlos, denn sein Glaube an die Vorsehung war zu groß, und hielt ihn fest in den Stürmen des Schicksals. Er sah sich gezwungen, in dem nahe gelegenen Städtchen bei einem reichen Schmid als Geselle zu arbeiten, um sich und den Seinigen das Leben zu fristen. Wenn ich meinen Georg hätte, sprach Vater Werner am Abende, dann wollte ich gerne meine Augen schließen, er würde für euch sorgen, und arbeiten mit seiner Jugendkraft; aber was kann ich für Euch thun? das herannahende Alter, der Gram um die verlornen

Kinder und Unglück haben die Kraft meines Armes geschwächt, haben ihn untüchtig gemacht meinem treuen Weibe, meiner alten Mutter, nach vielen ausgestandenen Leiden ein ruhiges Alter wieder erarbeiten zu können. Doch vergebens waren seine Klagen, es waren zehn Jahre verflossen, und Georg noch immer nicht zurückgekehrt. In Werners Herzen war schon längst die Hoffnung erloschen, den lieben Sohn in seine Arme schließen zu können; aber Martha, Georgs Mutter, bestand darauf, es ahnde ihr, daß sie ihren Georg noch einmal sehen werde, und die Schwiegermutter stimmte ihr kräftig bei.

An jenem schönen Abende nun, dessen gleich am Eingange dieser Erzählung Erwähnung geschah, wo Vater Werner, müde von der Tagesanstrengung in seine Hütte zurückgekehrt war, und mit seinem Weibe und seiner Mutter still das Abendbrod einnahm, gedachte auch Georgs Großmutter ihres lieben Enkels, und wünschte seine Anwesenheit. Dabei hob sie andächtig die Hände zum Himmel, und bat um die Erfüllung ihres Wunsches. Martha aber, Georgs Mutter, ließ manche Thräne fallen, die sie vor ihrem Manne zu verbergen suchte, damit er nicht in eine trübe Stimmung versetzt werde. Aber Werner ahndete gar wohl die Ursache ihrer Thränen, und konnte sich deren selbst nicht erwehren. In dieser wehmüthigen Stimmung, in der sich alle drei befanden, klopfte man an die Thüre. Gleich darauf trat ein sehr an=

ständig gekleideter junger Mann ein, der nach einem freundlichen Gruße nach dem Schmidemeister Werner sich erkundigte. „Der bin ich," entgegnete der Gefragte, was steht Ihnen zu Diensten? Ich bringe, erwiederte jener, Ihnen Nachricht von ihrem Sohne Georg. Die Stimme des Fremden klang Martha bekannt, und das Mutterherz fand Aehnlichkeit mit der ihres Georgs. Sie theilte diese Bemerkung im Stillen den Andern mit, welche ihr auch beistimmten. Das herannahende Dunkel hinderte sie, die Gesichtszüge des Mannes genauer zu unterscheiden, daher begab sich Martha hinweg um Licht herbei zu bringen. Unterdessen hatte der alte Werner an den Fremden Fragen über Fragen gethan, deren Beantwortung den Alten mit Freude und Wonne erfüllten. Sein geliebter Georg sey noch am Leben, sey glücklich, gedenke seiner Eltern, und werde binnen einigen Tagen in ihren Armen seyn. Solche freudige Botschaft brachte der Fremde. Das Licht kam, und mit ihm ging allen dreien ein Licht himmlischer Freude auf. Martha sah dem Fremden ins Gesicht, und fand aus dessen Zügen ihren Georg heraus. Nun konnte sich dieser nicht mehr halten. Er lag mit den Worten: „Ich bin euer Georg!" in den Armen seiner Eltern und Großmutter.

Meine Feder ist zu schwach, diesen heiligen Moment des Wiedersehens zu schildern. Georgs Großmutter faltete dankend die Hände, und prieß den

Herrn, der die Trauer in Freude verwandelte. Vater Werner weidete sich an dem erfreuenden Anblick seines todtgeglaubten Sohnes, indeß Martha ihren wiedergeschenkten Sohn voll mütterlicher Zärtlichkeit nicht aus ihren Armen lassen wollte. O Gott, wie glücklich hast du uns gemacht! riefen alle, wie gütig unseres Herzens heiße Wünsche erhört!

Die erste Stunde des Wiedersehens ging in lauter Ausdrücken der Freude über das Glück des Wiedersehens hin; dann aber fing Georg an, sein Schicksal zu erzählen.

Ich war nach Hamburg gekommen, und hatte daselbst Arbeit gefunden; der Meister hatte mich gern, weil ich ihm genügend arbeitete, und ein regelmäßiges Leben führte. Eines Tages ließ mich ein Fremder holen, um, wie er vorgab, an seinem Reisewagen etwas besichtigen zu lassen. Ich begab mich zu ihm. Er führte mich selbst in die Wagenremise, und hieß mich dem Auszubessernden nachsehen. Ich trat an den Wagen, und mußte mich, um besser nachsehen zu können, auch bücken. Da wurde mir in dieser gebückten Lage von hinten ein Sack über den Kopf geworfen, und ich trotz meiner tapfern Gegenwehr von zwei Kerlen gepackt, und in eine Vertiefung geworfen, die mit Stroh ausgefüllt war. Auf meinen Fall folgte ein höllisches Hohngelächter von Seite meiner schändlichen Ueberwältiger. Nur zu bald merkte ich, daß ich in die Hände jener ruchlosen

Menschen, welche der Name Seelenverkäufer brandmarkt, gefallen war. Denket euch liebe Eltern den namenlosen Jammer, der mich fast zur Verzweiflung brachte. Doch sie sind nun vorüber diese Leidensstunden, ich will mich daher bei ihrer Schilderung nicht aufhalten, sondern in möglichster Kürze mein weiteres Schicksal erzählen. Ich wurde mit noch mehreren Unglücklichen, die auf dieselbe Weise dem Barbaren in die Hände gefallen waren, nach Algier gebracht, auf den Sclavenmarkt geführt, und dort von einem Günstling des Dey gekauft. Al Ramur, (dieß war sein Name) bestimmte mich für seine Gärten, weil ich glücklicher Weise Einiges von der Pflege der Blumen verstand, welche Kenntniß ich Euch, lieber Vater danke, und die mir eine bessere Behandlung in meinem Sclavenzustande verschaffte. Nur unermüdete Thätigkeit und reines Vertrauen auf Gottes gnädige Hilfe bewirkten, daß ich mich nicht in verzehrenden Gram um Euch, mein Vaterland, meine verlorne Freiheit auflöste. Nach sechsjähriger Gefangenschaft machte mich ein Gespräch mit Al Ramur, in welchem ihm zu gefallen ich das Glück hatte, zum Oberaufseher aller seiner Gartenarbeiter. An diesem Platze hatte ich die Freude, die Wunden, welche die Härte und Grausamkeit meines Vorgängers geschlagen hatte, wieder heilen, und den Unglücklichen ihr Sclavenjoch erleichtern zu können. Ich brauchte keinen zu schlagen, alle folgten mir aus Liebe, jeder war bereit,

für mich sein Leben zu lassen; denn niemals hatte sich ein Aufseher ihrer so angenommen, als ich, nie war der Gebieter zufriedener mit der Unterhaltung seiner Gärten, als unter meiner Aufsicht. Glaubt ja nicht, liebe Eltern, daß ich damit prahlen wolle, sondern ich will nur zeigen, welchen Vorzug eine menschenfreundliche Behandlung vor einer rohen habe. So lebte ich noch drei Jahre in Gefangenschaft, aus welcher befreit zu werden, ich gar keine Hoffnung hatte, als mit dem Anfange des vierten ich plötzlich zu dem unerwarteten Besitz der goldnen Freiheit kam. Sechs, unter den neuern Sclaven verschworen sich, Al Ramur bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit, um das Leben zu bringen, die andern Sclaven zu befreyen, und mit deren Hilfe sich der Schätze Al Ramurs zu bemächtigen, und mit diesem sich ganz frei zu machen. Um diesen Plan ausführen zu können, beschlossen sie am Abende jenes Tages, wo gewöhnlich Al Ramur in einer der schönsten, aber auch verwachsensten Gegenden seines Gartens ganz allein sich zu ergötzen pflegte, sich in jenen Gebüschen zu verstecken, und wenn der Gebieter ohne Begleitung erscheine, über ihn herzufallen, und ihn des Lebens zu berauben. Sie hielten ihren bösen Plan bis zur Ausführung geheim. Wirklich ging Al Ramur an dem gewöhnlichen Tage in jene Gegend des Gartens, wohin sich dann kein Mensch, so lange er dort war, begeben durfte. Zufälligerweise mußte

ich an jenem Abende noch etwas in jener Gegend thun, was durchaus nicht aufgeschoben werden durfte. Ich begab mich also, nicht ohne Gefahr von ihm entdeckt zu werden, mit zwei andern Sclaven dahin, um recht bald das Geschäft zu vollenden. Kaum waren wir dort angelangt, so hörten wir Degengeklirr und Al Ramurs Stimme. Mir ahndete nichts Gutes. Schnell eilte ich mit meinen Kameraden dem Kampfplatze zu. Zur höchsten Zeit waren wir gekommen, schon wollte einer der Verschworenen auf Al Ramur, der sich ritterlich gewehrt hatte, aber den heftigen Angriff von sechs Fremden, bald seine Kraft erschöpft sah, eindringen, und durch einen Streich seinem Leben ein Ende machen, als ich und meine Gefährten auf die Frevler einstürzten, und nach kurzem Widerstande unsern Gebieter aus den Händen der Bösewichter befreiten, von denen zwei getödtet, die andern in die Flucht getrieben, später erwischt und gehangen wurden. Al Ramur dankte für meine schnelle Hilfe durch eine Umarmung und durch die Versicherung seiner beständigen Gewogenheit. Er überhäufte mich mit kostbaren Geschenken, deren sich auch meine zwei Gefährten erfreuten, und gab mir auf meine Bitte die Freiheit. Al Ramurs herzlicher Wunsch war es, daß ich als Freund an seiner Seite leben, und mich nie von ihm trennen möchte. Doch diesen Wunsch konnte ich nicht erfüllen; die Sehnsucht nach der Heimath und meinen Lieben

war zu groß. Mit Thränen entließ mich der edle Al Ramur, und ich zog nach zehnjähriger Abwesenheit mit hoffender Seele, daß ich meine Lieben alle treffen werde, der geliebten Heimath zu. Hier endete Georg seine Erzählung. Es schmerzte ihn tief, seine Marie und seinen Anton nicht mehr am Leben zu treffen; er hätte so gerne sie alle um sich gesehen, und sie nach seinen Kräften glücklich gemacht. Georg an Thätigkeit gewöhnt, betrieb aufs Neue sein Schmidehandwerk, kaufte sich hiezu ein schönes Häuschen, und zog es vor, sein Leben mit Arbeit, als im üppigen Genusse der reichen Geschenke Al Ramurs hinzubringen. Vater, Muter und Großmutter genossen nun die glücklichsten Tage ihres Alters, welche ihnen der gute Georg bereitete.

Leichtsinn.

Emma war zwar ein gutherziges, talentvolles Mädchen; aber zu lebhaft und unstät, sie konnte sich nicht lange an Einen Gegenstand halten; auch besaß sie eine sehr reizbare Sinnlichkeit, die zu oft über ihre bessere Ueberzeugung den Sieg davon trug. Hatte sie etwas auswendig zu lernen, so ging dieß sehr schwer, weil sie während des Lernens an andere Dinge dachte,

und sich durch ihre Umgebung von dem eigentlichen Gegenstande, mit dem sie sich beschäftigen sollte, abbringen ließ. Die meisten ihrer Lehrstunden waren ihr drückend, weil sie dann einige Zeit unter den Augen des Lehrers aushalten mußte. Waren diese geendigt, so suchte sie sich mit doppelter Ausgelassenheit für den erlittenen Zwang zu entschädigen. Wenn sie auch gleich den ernsten Entschluß faßte, einem Gegenstande mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen, so geschah dieses nur kurze Zeit, und sie fiel dann wieder in ihren alten Fehler. Emma bemerkte zwar oft mit Unmuth, wie fest und bestimmt Nannette, ihre jüngere Schwester handle, wie dieser Alles gelänge, wie ihr Jedermann Liebe und Achtung erweise, und wie sie von allem Verdruße frei bleibe, während Emma durch ihren Leichtsinn ihren Eltern sowohl, als auch andern Personen Schaden verursachte, und sich mannigfachen Verdruß dadurch zuzog. Vergebens stellten ihr die Eltern die schrecklichen Folgen des Leichtsinns vor Augen, Emma wollte sich nicht bessern, sondern beging täglich gröbere Fehler. So z. B. erhielt sie eines Tages von einer Jugendfreundinn ein Billet, in welchem diese ein ungünstiges Urtheil über eine hohe Verwandte, welche bösartigen Gemüthes war, gegen die sie aber mehrere Verbindlichkeiten hatte, abgab, mit der Bitte an Emma, das Billet ja nicht in fremde Hände kommen zu lassen, und es lieber, wenn sie es durchlesen habe, zu zerreissen. Emma

las das Billet, und sah dann zum Fenster hinaus. Da bemerkte sie, daß im Hofe mehrere Leute zusammen liefen, und auf dem Boden etwas aufmerksam betrachteten. Das wollte Emma auch sehen, und vergaß darüber das Billet gut einzuschließen, oder zu zerreißen; sie ließ dasselbe auf ihrem Arbeitstische liegen, und rannte voller Neugierde in den Hof hinab. Unterdessen kam zufälliger Weise eben jene Verwandte, von der im Billet die Rede war, auf einen Besuch zu Emmas Mutter, und fand sich — allein in Emmas Zimmer. Die Bewohnerinn desselben erwartend, warf sie ihre spähenden Blicke im Zimmer umher, und bemerkte unglücklicher Weise auf Emmas Tische das geöffnete Billet. Neugierig von Natur, konnte sie sich nicht enthalten, den Inhalt des Billets zu erforschen, sie ergriff dasselbe, und durchlas es. Inzwischen hatte Emma ihre Neugierde gestillt, und trat, an das Billet nicht mehr gedenkend, sorglos in das Zimmer: Aber wie erschrack sie, als die fremde Dame wie eine Furie mit den Worten auf Emma losstürzte: „Wie lange führen sie diese saubere Correspondenz Fräulein?“ Nun ich werde sorgen, daß sie unterbrochen wird. Heraus mit den frühern Briefen, welche meine schändliche Baase Ihnen geschrieben hat, ich muß, ich will sie haben. Dabei stampfte sie mit den Füßen, und schien sich vor lauter Grimm und Zorn selbst nicht zu kennen. Emma zitterte am ganzen Leibe, wußte nichts den heftigen

Ausdrücken der aufgebrachten Matrone entgegen zu setzen, und sah ein, welch Unheil sie ihrer besten Freundinn durch ihren Leichtsinn zugezogen habe. Sie weinte bittere Thränen, welche aber den begangenen Fehler nicht wieder gut machen konnten. Während dessen kam Emmas Mutter, die auf einem Besuch gewesen war, nach Hause, und fand die Verwandte noch im höchsten Aufbrausen des Zorns. Bald erfuhr sie den ganzen Hergang der Sache, und konnte, wie gern sie es auch gethan hätte, weder Emmas Freundinn, noch ihre Tochter entschuldigen, und verwünschte im Stillen den verderblichen Leichtsinn der Letztern. Endlich wurde mit großer Mühe die aufgebrachte Tante beschwichtigt; Emmas Freundinn aber mußte desto bitterer ihr abgegebenes Urtheil, mit dem sie allerdings hätte vorsichtiger umgehen sollen, büßen. Sie sah sich in vielfache Verdrüßlichkeiten verwickelt, an welchen Emmas Leichtsinn die einzige Schuld war. Emma liebte ihre Freundinn aufs zärtlichste, und es schmerzte sie um so mehr, daß sie um ihretwillen so viel leiden müsse. Dieser Vorfall machte Emma einige Zeit hindurch ernsthafter und bedachtsamer. Schon hegten ihre Eltern die freudige Hoffnung, Emma werde nach und nach von ihrem Fehler geheilt werden, als sie sich leider darin getäuscht sehen mußten. Emma hatte den Vorfall mit der Freundinn nach längerer Zeit vergessen, und beging neuerdings, obgleich älter geworden, unerhörte

Fehler. Ihre Eltern fingen an ihrer Besserung zu verzweifeln an, als ein höchst trauriger Fall in Emmas Hause sich ereignete, der ihren Leichtsinn gänzlich ausrottete, dessen Heilung aber ein zu großes Opfer forderte. Emmas Vater war mit Nannetten verreißt, und hatte seiner Gattin den Schlüssel zu seinem Secretär, worin in einem geheimen Fache der größte Theil seines Vermögens in Obligationen und Juwelen sich befand, zurückgelassen. Bald nach seiner Abreise wurde Emmas Mutter gefährlich krank, so, daß sie das Bett nicht verlassen durfte. Da schrieb Herr von Gotter, ihr Gemahl, der von ihrer Krankheit noch nicht in Kenntniß gesetzt war, er habe das Dokument, welches in dem bezeichneten geheimen Fache läge, höchst nöthig, und ersuche sie, dasselbe ihm eiligst zu schicken. Nun befand sich aber das Zimmer ihres Gemahls auf dem andern Flügel des Hauses, wohin die Kranke sich nicht begeben konnte. Frau von Gotter war in großer Verlegenheit, wem sie den Schlüssel zu dem Schranke anvertrauen sollte. Sie überlegte lange die Sache: Endlich beschloß sie, ihrer Emma die Oeffnung des Schrankes zu übertragen. Sie glaubte, Emma werde sich durch dieses Zutrauen geehrt finden, und bei einer so wichtigen, und doch leicht zu besorgenden Sache ihren Leichtsinn bei Seite legen. Diese fand sich auch durch den mütterlichen Auftrag geschmeichelt, und nahm sich fest vor, denselben zur Zufriedenheit ihrer Mutter zu be-

sorgen. Sie ging nun in des Vaters Zimmer, öffnete den Schrank, und fand auch das bezeichnete geheime Fach, in welchem gleich oben das verlangte Dokument lag. Emma wollte auch den weitern Inhalt dieses Faches kennen, und fing die Juwelen und andere Kostbarkeiten zu mustern an. Da hörte sie den Postillion blasen, und gleich darauf eine Kutsche vorfahren. Emma erwartete schon seit zwei Tagen in jeder Stunde die Ankunft eine ihrer besten Freundinnen, und glaubte nun nichts anderes, als daß diese angekommen sey. Sie wollte die Angekommene vor allen andern bewillkommen, und ergriff schnell das Dokument, und beeilte sich, das Fach zu verschließen, allein es ging nicht so schnell, und Emma fürchtete den Willkomm zu versäumen. Ich kann ja, dachte sie, schnell meine Freundinn begrüßen, und dann recht gut verschließen, unterdessen kommt gewiß Niemand hieher. Die Leichtsinnige ließ Schrank und Thüre offen stehen, und eilte der Freundinn entgegen, sie hatte sich aber getäuscht, die Kutsche war vor dem Hause des Nachbars angefahren, und von ihrer Freundin war weder etwas zu sehen noch zu hören. Verdrießlich über die Täuschung ging Emma in ihr Zimmer zurück, anstatt sogleich wieder in das väterliche Zimmer zurückzueilen, und dort alles zu verschließen; das Dokument hatte sie der Mutter noch nicht überbracht, weil diese sich gerade eines sanften Schlummers erfreute. Ach die allzu gute Mut-

ter ahndete nicht, welch ein fürchterlicher Schlag ihre Ruhe stören würde. Es hatte sich nämlich, als gerade Emma in des Vaters Zimmer war, und den Schrank aufschloß, ein Vagabund in das Haus geschlichen und war bis zu der offen stehenden Thüre des Zimmers, wo Emma war, gekommen. Diese Thüre aber hätte Emma nach der Mutter Geheiß, gleich hinter sich schließen sollen, damit Niemand sähe, was sie daraus hole. Aber die Leichtsinnige hatte diese Vorsichts-Maasregel vergessen, und nun konnte durch die geöffnete Thüre der listige Dieb alles bemerken, was Emma im Zimmer that, und freute sich, heute einen recht guten Fang machen zu können. Kaum bemerkte er, daß Emma das Zimmer verlassen wolle, so ging er auf die Seite, und wartete die Entfernung derselben ab. Sobald sie fort war, schlich er in das Zimmer, öffnete den Schrank, und nahm nach Belieben Juwelen und Papiere heraus, dann machte er sich hurtig aus dem Staube. Dieß alles war das Werk einiger Minuten. Nicht lange darauf führte ein Geschäft, Emma an dem Zimmer ihres Vaters vorbei. Jetzt kam der Leichtsinnigen die vernachläßigte Sperrung des Zimmers wieder in das Gedächtniß. Eine füchterliche Ahndung stieg in ihrer Seele auf; schnell trat sie in das offenstehende Zimmer, fand auch den Schrank offen, und fast den ganzen Inhalt des Faches entwendet. Ohnmächtig fiel sie vor dem Schranke nieder. Nach einiger Zeit erwachte sie, um

deutlicher jetzt die schrecklichen Folgen ihres Leichtsinns zu erkennen. Angstvoll rang sie die Hände, ein Thränenstrom folgte dem andern, der gerechte Zorn ihres strengen Vaters, der Schmerz ihrer kranken Mutter trat in den lebhaftesten Farben vor ihre Seele. Sie verlor fast alle Fassung, und lockte durch ihre laute Klage die Dienerschaft herbei, der sie den traurigen Vorfall erzählte. Alle bedauerten Emma wegen dieses großen Unglückes. Damit aber das Unglück in seiner fürchterlichen Größe über Emma hereinbräche, so war gerade das Kammermädchen ihrer Mutter zu der Erzählung des Hergangs der Sache gekommen, ohne daß Emma sie in ihrer schmerzlichen Betäubung bemerkt hatte. Man schellte, und das Kammermädchen wurde sogleich zu der wachgewordenen Herrin gerufen. Die Kranke schien sich durch den sanften Schlummer etwas erholt zu haben. Ihre erste Frage war nach ihrer Tochter. Zitternd entgegnete die Dienerinn, daß sie es nicht wisse. Der Frau von Gotter fiel das ängstliche Wesen ihres Kammermädchens auf, und sie befahl ihr strenge, die Ursache desselben zu gestehen. Jetzt war diese unvorsichtig genug, den Grund ihrer Bestürzung anzugeben. Bewußtlos sank Emmas Mutter bei dieser Nachricht zu Boden. Das Kammermädchen rief in ihrer Angst um Hilfe. Emma vernahm den Ruf, eilte herbei und fand ihre Mutter in diesem bedauernswürdigen Zustande. Nur zu bald erfuhr sie, daß der Mutter die

Nachricht von dem geschehenen Unglück mitgetheilt worden, und die Folge davon der jetzige Zustand sey. Dieß war ein fürchterlicher Schlag für die zwar leichtsinnige, doch nicht gefühllose Emma. Sie warf sich über die geliebte Mutter, und suchte sie mit den zärtlichsten Namen ins Leben zurückzurufen. Es gelang ihr, aber die Kranke fühlte sich so angegriffen, so schwach, daß der herbeigerufene Arzt sie in Todesgefahr erklärte. Emma wußte ihres Jammers kein Ende; sie schwebte nun in der fürchterlichen Angst, außer dem durch ihren Leichtsinn herbeigeführten Unglücke, noch die Mörderinn ihrer geliebten Mutter zu werden. Unterdessen kam Herr von Gotter an. Er wurde zwar mit aller Vorsicht von einem Freunde seines Hauses mit dem traurigen Vorfall bekannt gemacht, aber doch durch denselben äußerst darniedergeschlagen, da er sich von seiner Wohlhabenheit durch den Leichtsinn seiner Tochter in eine beschränkte Lage gesetzt sehen mußte. Dazu kam noch der gröste Schmerz, die bedenkliche Lage seiner Gattin, die noch immer in Todesgefahr schwebte. Emma durfte sich nicht vor ihm sehen lassen, auch der Zugang zur Mutter war ihr verboten. Sie soll mir nicht mehr vor die Augen kommen, sprach der Vater in der ersten Aufwallung des Zorns, sie hat die Mutter gemordet, und uns arm gemacht; sie soll nicht mehr in meinem Hause seyn, ich werde sie zu einer Verwandten bringen lassen. Emma lag in ihrem Zimmer auf den Knieen,

und gelobte dem Allwissenden Besserung. Ach Gott, seufzte sie, du strafst meinen Leichtsinn hart, aber ich habe es verdient. Nur eine Bitte höre Allmächtiger! „laß meine theure Mutter nicht sterben; und lenke den Sinn meines Vaters, daß er mir vergebend die Hand reiche.“ So betete Emma, und ein ernsterer Geist schien sie durchdrungen zu haben. Bald darauf wurde sie zum Vater gerufen. Du hast, sprach dieser nach ihrem Eintreten, uns allen einen tiefen Schlag gegeben, ich will es deinem bessern Gefühl überlassen, die Größe desselben zu ermessen. Bessere dich Tochter, denn sonst siehst du deine Eltern vor der Zeit ins Grab sinken. Ich will dich mit den Vorwürfen, die du dir jetzt auf die Seele geladen hast, nicht in die Welt hinaus schicken, bleibe bei uns, und ändere deinen Sinn. Deine Mutter, welche, Gott sey Dank, vom Arzte außer Gefahr erklärt wurde, ist noch zu schwach, ihre Ermahnungen den meinigen beizufügen. Wir sind jetzt gezwungen, uns sehr einzuschränken, zeige in dieser neuen ungewohnten Lage, daß du deinen Leichtsinn abgelegt hast, und ein klügeres Betrageu anzunehmen vermagst. Geh nun, und überlege noch einmal meine Ermahnungen. Gott schenke dir dazu seinen Beistand. Emma schmerzten diese ruhigen und ernst gesprochenen Worte mehr, als die schärfste Ahndung. Solche Nachsicht hatte sie nicht erwartet. Noch einmal gelobte sie dem Allwissenden Besserung, und

hielt auch ihr Versprechen. Sie zeigte einen Ernst und eine Bedachtsamkeit, die den, der sie früher kannte, in Erstaunen setzte. Still und ernst betrieb sie die ihr obliegenden Geschäfte des Tages mit der größten Genauigkeit. Nach einigen Jahren wurde jener Dieb, welcher Herrn von Gotter bestohlen hatte, gefänglich eingezogen, und bei ihm zum Glück noch der größte Theil der Papiere gefunden, die nun auch Herr von Gotter wieder erhielt, und ihm dadurch der größte Theil seines Vermögens wieder zukam. In Emmas Charakter machte dieß glückliche Ereigniß keine Veränderung, sie blieb ernst und in sich gekehrt, und war ganz von ihrem Leichtsinn geheilt. Ihre Eltern dankten dem Himmel für die glückliche Veränderung ihrer Emma, sie schenkten ihr nun wieder ihr volles Zutrauen und ihre ganze Liebe, in deren Besitz sich auch Emma höchst glücklich fühlte. Aber immer blieb das bittre Andenken an ihre begangenen Fehler in ihrer Seele zurück, das ihr in manchen einsamen Stunden viele Thränen auspreßte, wo sie dann oft ihren jüngern Bekanntinnen zurief:

Flieht den Leichtsinn in der Jugend,
Als den Mörder jeder Tugend,
Als den allerärgsten Feind,
Der um euer Herz sich leget,
Böse That in euch erreget,
Ob der lang' das Auge weint.

Ehrlichkeit.

Den ganzen Tag hatte der arme Carl nichts als ein Stück hartes Brod gegessen, und sollte doch noch eine bedeutende Strecke Weges mit seiner noch nicht ganz genesenen Mutter zurücklegen. Diese war die Wittwe eines verdienten, aber unbemittelten Schullehrers. Sie wollte nach dem Tode ihres Mannes zu ihren Verwandten in B*** ziehen, theils ihres bessern Fortkommens wegen, theils wegen der Erziehung ihres Carls, der ein talentvoller Knabe war. Beide traten zu Fuß den langen und beschwerlichen Weg nach jener Stadt an, und hofften ihn innerhalb zehn Tagen zurücklegen zu können. Noch hatten sie nicht die Mitte desselben erreicht, als Carls Mutter erkrankte, und sich einige Wochen in dem Wirthshause aufhalten mußte. Dieser unerwartete Aufenthalt leerte die geringe Kasse der armen Frau so sehr, daß sie zu ihrem großen Erschrecken wahrnahm, sie werde mit dem Reste derselben kaum den Ort ihrer Bestimmung erreichen können. Kaum fühlte sich die gute Frau wieder in etwas zum Gehen tüchtig, so machte sie sich auf den Weg, obgleich sie und ihr Carl einem harten Schicksal entgegen sahen. Ohne Geld, ohne Rath standen sie allein da in der Fremde; niemand wollte sie unentgeldlich beherbergen. Dem armen Carl blieb nichts anderes übrig, als die

Milde der vorbeiziehenden Reisenden anzusprechen. Schwer fiel dem zartfühlenden Knaben das ungewohnte Geschäft, und manche Thräne rann bei dem barschen abweisenden Tone der Angesprochenen von seinen Wangen; doch ließ er sich dadurch nicht abschrecken; es galt der Existenz seiner geliebten Mutter. Zwar gewann Carls redliche Miene und reinliches Aeußere ihm manche Gönner, die Mitleid mit seiner traurigen Lage hatten, und ihm gütig eine milde Gabe spendeten; doch fand er nicht überall solche menschenfreundliche Herzen, sondern stieß auch auf harte Menschen, die, wie schon gesagt, dem Armen rauh begegneten. Das Letztere war auch an dem Tage der Fall, wo Carl vom Hunger gezwungen, ein am Wege liegendes Schloß betrat, um bei dessen Bewohnern eine Wegzehrung zu erbitten. Kaum war er in den Schloßhof getreten, so begegnete ihm der Verwalter desselben, der ihn um sein Begehren fragte, und als er dieses vernommen hatte, den armen Knaben mit den gröbsten Schimpfwörtern, worunter auch das Wort „Hausdieb" öfters wiederholt wurde, abwies, und ihn, wenn er nicht gleich marschire, mit Hunden hinaushetzen zu lassen drohte. Carl gieng tief gekränkt hinweg. Der Schmerz über diese schimpfliche Behandlung entlockte ihm viele Thränen. Auf dem Rückwege sah Carl etwas Glänzendes aus einem Gebüsche hervorschimmern. Mit Mühe bog er sich in das Gebüsch hinein, und hob eine

sehr schön gezierte Brieftasche auf. Er öffnete sie, um den Besitzer derselben zu erfahren. Außer mehreren Wechseln und andern Papieren fand sich auch ein Brief, der an den Eigenthümer der Brieftasche gerichtet zu seyn schien, und, wie Carl auch richtig vermuthete, dem Besitzer des Schlosses, aus dem er so rauh gewiesen worden war, zugehörte. Da stand nun der arme von Hunger gepeinigte Knabe, auf den die Mutter mit Sehnsucht wartete, daß er ihr Brod bringe, mit dem besten Mittel, dasselbe zu erlangen, da. Es lag jetzt in seiner Macht, sich für die erhaltene Unbild zu entschädigen, und in seiner traurigen Lage dieses reichen Fundes sich zu bedienen. Aber, sagte der Redliche zu sich selbst, thue ich recht daran? Darf ich diese Brieftasche als mein Eigenthum betrachten? Nein, dieß darf ich nicht, sie gehört ja demjenigen, welcher sie verloren hat; ich würde mich also an fremdem Gute vergreifen, wovor mich Gott bewahren wolle. Wie oft hat mein guter Vater zu mir gesagt: Carl, laß dir alles vom Schicksal nehmen, nur deinen ehrlichen Namen nicht. Achtung vor dem Eigenthum Anderer, ist die erste bürgerliche Pflicht. Ich will deinen Lehren folgen, verewigter Vater, und diesen Fund dem rechtmäßigen Besitzer zuzustellen suchen, und treffe ich ihn, so wird er mich nicht ohne eine kleine Gabe davon gehen lassen. Carl kehrte nun eilends um, verdoppelte seine Schritte, und befand sich bald an der alten Stelle im Schloßhofe.

Dießmal traf er den bösen Schloßverwalter nicht, sondern ein vorübereilender Diener fragte Carln um sein Begehren. Er entgegnete schüchtern, daß er vor dem Schlosse etwas gefunden habe, und nun zum Herrn des Schlosses verlange. Hast du etwa gar eine Brieftasche gefunden? war die zweite hastige Frage an ihn; Carl bejahte sie. Jubelnd nahm ihn der Diener bei der Hand, und führte ihn zum Herrn des Schlosses, der äußerst verdrießlich im Zimmer auf- und abging. Was will der Kleine? fragte er rasch den Diener. Gnädiger Herr, entgegnete derselbe freudig: dieser Knabe hat eine Brieftasche gefunden, vielleicht ist es die verlorene. Der Freiherr wandte sich bei diesen Worten mit erheitertem Gesichte zu Carln, und sagte: „Zeige sie, lieber Kleiner, ist es die meinige, so sollst du für deine Ehrlichkeit belohnt werden.“ Carl reichte sie ihm hin. Ja, ja, sie ist es, rief er fröhlich, öffnete sie, und fand Papiere und Goldstücke unberührt. Du ehrlicher Junge, wo hast du sie denn gefunden? Carl bezeichnete die Stelle. Da haben wir's, sprach der freundlich gewordene Baron, dorthin hat der Spitzbube meine Brieftasche geworfen. Es ist mir nämlich vor einer Stunde aus meinem Zimmer diese Brieftasche entwendet worden. Glücklicher Weise kam ich auf mein Zimmer, und vermißte sie sogleich; einige Minuten vorher war ein Mensch im Schloß, der mich um eine Gabe ansprach. Ich schenkte ihm etwas, und er ging, muß aber

bald wieder umgekehrt seyn, und sich in mein Zimmer geschlichen haben, um dort etwas zu entwenden. Ich ließ ihm gleich, nachdem ich meine Brieftasche auf dem Tische vermißte, nachsetzen. Meine Diener hatten ihn auch in der Gegend des Gebüsches erwischt, führten ihn zurück, und unterwarfen ihn einer strengen Untersuchung. Zu ihrem größten Aerger fanden sie die Brieftasche nicht bei ihm, weil sie der Schurke, wie wir nun sehen, in das Gebüsch geworfen hat, an welche List wir alle in der ersten Bestürzung nicht dachten. Sie mußten ihn daher wieder entlassen. Sicher würde der Spitzbube nach einiger Zeit zurückgekehrt seyn, und seinen Raub aus dem Gebüsch geholt haben, wenn du ehrlicher Mensch nicht dahinter gekommen wärest. Du hast mir und meiner Familie durch die Rettung dieser Brieftasche, die Hälfte meines Vermögens erhalten; und ich will nicht undankbar gegen dich seyn. Der Baron forschte nun nach Carls Eltern, ihrer Lage u. s. w., und fand, wie sehr der ehrliche Carl und dessen Mutter eine Unterstützung nöthig habe. Carls Mutter erhielt von dem Baron jährlich eine bestimmte Summe, von der sie sorglos leben konnte, und Carl wurde seinem Sohne, der mit ihm in gleichem Alter war, zum Gesellschafter gegeben. Durch seine guten Eigenschaften, seinen Fleiß und seine Talente erwarb er sich die volle Liebe seines Wohlthäters, und den Segen seiner Mutter. Oft blickte er zu seinem seligen

Vater auf, dem er, wegen der guten Erziehung, die er ihm gab, sein jetziges Glück verdankte, und konnte dann des Vaters Lieblingsverse nicht ohne Rührung sprechen:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.
Dann wirst du, wie auf grünen Au'n
Durch's Thal des Lebens geh'n,
Und sonder Schrecken, Furcht und Graun
Dem Tod entgegen sehen!

Die Rose.

Adeline stand an einem schönen Junius-Morgen vor ihrem Blumenbeete, und betrachtete mit inniger Lust die holden Kinder der Natur, die in ihrem, obgleich einfachen Kleide, dennoch die Größe des Weltenschöpfers verkündeten. Adeline war die treue Pflegerin dieser Blumen; sie baute, pflanzte, begoß sie, jätete das Unkraut aus, band die schwachen an Stäbe u. s. w. Dafür sah sich Adeline durch das herrliche Gedeihen ihrer Pfleglinge reichlich belohnt. Ihr Blumenbeet war das schönste im ganzen Gar-

ten. Als sie nun an jenem Morgen dasselbe aufmerksam betrachtend da stand, trat unvermerkt ihr Vater hinzu. „Bist du schon so frühe bei deinen Blumen?“ liebe Adeline, war die Anrede an sie. Adeline, hocherfreut, den Vater vor sich zu sehen, beeilte sich, ihm die immermehr sich entfaltende Schönheit ihrer Pfleglinge bemerkbar zu machen. Sieh, lieber Vater, sprach sie, wie mein Rosenstock so viele schöne Knospen treibt; nicht wahr Väterchen, das werden schöne Rosen werden? Ich freue mich recht auf diese Rosen. Mit seelenvollen Blicke sah der glückliche Vater auf seine in kindlicher Unschuld heranblühende Tochter. Adeline war ein gehorsames frommes Mädchen, auf ihrem heitern Gesichtchen thronte des Vaters verständiges Wesen, und der Mutter Herzensgüte, und die Gesundheit hatte die schönsten Rosen ihr auf die Wangen gehaucht. Auch ich glaube, entgegnete nun der Vater, daß aus diesen Knospen gar schöne Rosen erblühen werden, und ich betrachte dieselben mit einem ganz eigenen Gefühle, welches sich meiner bemächtiget, wenn ich dich Adeline neben diesem Rosenstocke stehen sehe. Auch du bist eine Knospe. Wir, deine Eltern und deine Lehrer sind die Pfleger derselben. Auch wir betrachten dich, wie du deine Knospen, mit inniger Freude, und gedenken mit Wonne der Zeit, wo du dich in Unschuld und Seelenadel als Jungfrau entfalten wirst. Damit aber diese schönen

Hoffnungen in Erfüllung gehen können, darf nicht der Sturm der Leidenschaft, nicht der nagende Wurm der Sünde, nichts Unreines sich dir nahen. Du sorgst für den Rosenstock, daß ihm nichts Schädliches beikomme, gibst ihm frisches Wasser, daß er nicht verdorre, und bringst ihn in Sicherheit, wenn es tobt und wettert. Wir thun desgleichen mit dir, liebe Adeline. Mit zärtlicher Sorge wachen wir über dich, daß dein Herz rein bleibe von allem Bösen, wir führen dich zum Born des Lebens, zu Gott, und lernen dich ihn erkennen aus seinen Werken, die seine Allmacht und Güte preisen, und an unserm Herzen findest du Schutz, wenn die Welt dich beleidigt. Wie du reich belohnt bist für die Mühe, wenn deine Knospen zu schönen Rosen entfaltet, dastehen, die köstlichsten Düfte verbreiten, und die Zierde des Gartens sind: so vergessen auch wir aller Sorgen und Mühen, wenn du lieblich heranblühst, wenn dich jeder Edle schätzt und liebt, und du unser Stolz und unsere Freude bist. Adeline hatte mit gespannter Aufmerksamkeit der Gleichnißrede ihres Vaters zugehört, und behielt sie in ihrem Herzen. So oft sie zu ihrem Blumenbeete trat, gedachte sie derselben, und ging nie ohne den Wunsch davon, den theuren Eltern durch ihre geistige Entfaltung, durch Sitten und Anstand, Freude zu machen, damit sie mit ruhiger Seele die werdenden Rosen betrachten, und nach ihrer Entfaltung sie sich ihrer mit dem Ge-

danken, auch du Adeline wirst einst als Jungfrau der Eltern Stolz seyn, erfreuen könne. Jeder sah mit wahrem Vergnügen das holde Kind zur lieblichen Jungfrau erblühen, welche wirklich der Rose glich, deren Bild ihr als schöner Leitstern gedient hatte. Sie vergaß nie jene lehrreiche Morgenstunde an dem Blumenbeete; die Rose blieb ihr Liebling unter den Blumen.

Alles hat seine Zeit.

Ernst und August kamen aus der Schule. Der Erstere hatte die beste Note erhalten, und wurde vom Lehrer öffentlich belobt; August dagegen kam mit einem schlechten Zeugnisse und mit großem Tadel von Seite seines Lehrers wegen Unfleiß, Unordnung in seinen Heften und Nachläßigkeit in seinen Arbeiten, nach Hause. Auf dem Wege dahin begann August zu Ernst, der an seiner Seite ging, folgendermaßen zu sprechen: „Wie machst du es denn, lieber Ernst, daß du immer die besten Noten erhältst, und dennoch der lustigste unter uns bist, und jeden Abend im muntern Spiele mit uns zubringst? Es ist keiner so fröhlich dabei, wie du, und wenn man dich des andern Tages in der Schule sieht, so sollte man glauben, du seyest ein ganz Anderer geworden,

denn da sprichst du, während der Lehrer da ist, gar nicht mit uns, sondern scheinst nur an seinen Lippen zu hängen. Fordert dieser die Aufgaben, so zittern die meisten unserer Kameraden, weil sie wegen des lustigen Spiels am vergangenen Tage ihre Arbeiten theils nicht vollendet, theils ganz vergessen hatten. Wenn wir nun vom Tadel des Lehrers getroffen, gewiß glauben, du werdest demselben auch nicht entgehen können, weil du ja ebenfalls den vorigen Abend im Spiele mit uns zubrachtest, so zeigst du, zu unserm größten Erstaunen, deine Arbeit unerschrocken dem Lehrer vor, und dieser findet sie gründlich gemacht, und auch sauber geschrieben. Das ist mir und den Andern unbegreiflich, und ich bitte dich daher, darüber Aufschluß zu geben, und das um so mehr, weil ich entschlossen bin, dir ganz zu folgen, um künftig mit gleichen Lobsprüchen nach Hause kommen zu können. Ernst hatte der langen Rede Augusts aufmerksam zugehört, und nach deren Endigung sagte er lächelnd zu ihm: das wirst du gleich lernen, mein lieber Freund, so wie es der Vater auch mir in wenigen Worten gelehrt hat. Diese Worte sind: „Alles hat seine Zeit.“ Frühe schon hielt er mich an, meine Zeit einzutheilen. Die Morgenstunden waren den Gedächtnißübungen und denjenigen Arbeiten bestimmt, welche den Geist am meisten in Anspruch nehmen. Unterdessen rückt die Schulzeit heran, nach Beendigung derselben mache

ich eine halbe Stunde Pause, alsdann gehe ich über die leichtern Arbeiten, welchen, wenn sie geendigt sind, und noch mehr Zeit übrig ist, die Arbeiten der nächsten Tage folgen. Dabei gewöhnte mich mein guter Vater, ununterbrochene Aufmerksamkeit den vorliegenden Aufgaben zu schenken, und mich durch kein noch so lockendes Vergnügen von der gründlichen Bearbeitung derselben abbringen zu lassen. Zwar fällt die Beobachtung dieser Vorschriften etwas schwer, doch bald gewöhnt man sich an dieselben, und später sieht man den unberechbaren Nutzen davon ein. Indem ich diesen Vorschriften folge, bleibt mir am Abend Zeit genug zu Spiel und andern Vergnügungen, und es darf dich dann nicht wundern, lieber August, daß ich der fröhlichste unter euch bin; ich kann es ja seyn; habe ich doch meine Arbeit vollendet, und du weißt aus dem Sprichworte: „Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen,“ mein Vergnügen trübt nicht der Gedanke des andern Tages wegen Faulheit oder Hudelei vom Lehrer eine scharfe Rüge zu erhalten. Ja nun sehe ich ein, sagte August gutmüthig, daß ich einen ganz verkehrten Weg gegangen bin, daß du dagegen eine vortreffliche Lernmethode hast; und ich bitte dich, lieber Ernst, mich in die Lehre zu nehmen. Mein Vertrauen zu dir ist groß, und ich hoffe unter deiner Anleitung und durch dein Beispiel bald ein besseres Lob von unserm Lehrer zu erhalten. Den wackern Ernst freute

es ungemein, daß August sich es angelegen seyn lasse, sich zu bessern. Er machte ihm das Anerbieten, bei ihm die Schularbeiten zu fertigen, welches August auch mit großer Freude annahm. Augusts Vater war schon seit drei Jahren todt, und die Mutter, die noch seine fünf jüngern Geschwister zu erziehen hatte, war froh, daß ihr ältester, der ihr wegen seines Leichtsinns und seiner Unordnung manchen Kummer verursacht hatte, einen so verständigen Knaben, wie Ernst war, zum Freunde gewann.

Anfangs dünkte es Augusten sehr schwer, sich so ruhig, wie Ernst, am Arbeitstische zu halten, und konnte hart während der Arbeit seine Gedanken an Spielereien verbannen. Obgleich August noch keine so gute und gründliche Arbeit wie Ernst lieferte, so verspürte der Lehrer doch merkliche Besserung. Er war im Spiele jetzt weit froher, denn auch er kannte nun aus Erfahrung, daß die Ruhe nur dann süß schmecke, wenn man zuvor seiner Pflicht Genüge gethan habe. Nach und nach gewöhnte sich August an ein regelmäßiges Arbeiten, und an Pünktlichkeit und Ordnung in seinen Aufgäben, so daß diese bald, zum freudigen Erstaunen des Lehrers, Ernsts Arbeiten gleich kamen. Seines Freundes Beispiel weckte ferner unermüdeten Fleiß und eine lobenswerthe Ehrliebe in ihm. Nun hatte August bald seine Absicht erreicht, nun wurde auch er von seinem Lehrer öffentlich belobt und theilte mit seinem Freun-

de Ernst die besten Noten. August fühlte sich jetzt glücklich, ihm schwanden die Tage seiner Jugend in doppelter Freude dahin. Dieses Glück verdankte er theils seiner eigenen Willenskraft, theils dem Beispiele und der Anleitung seines wahren Freundes Ernst. Daher schloß er diesen, so oft er Lob und Belohnung wegen seines Fleißes und seiner Fortschritte erhielt, dankbar mit den Worten in seine Arme: Du hast mich zum glücklichen Menschen gemacht, durch die wenigen Worte: Alles hat seine Zeit!

Belohnter Gehorsam.

Marie, ein Mädchen von zwölf Jahren, saß unter der Hausthüre, und hatte ihr kleines Schwesterchen auf dem Schoose. Ihre Eltern waren zu einer Verwandten, die einige Stunden von ihrem Wohnsitze entfernt war, gegangen, und hatten ihr die Aufsicht über das Kind recht sehr auf die Seele gebunden. Marie gelobte strenge Befolgung des Auftrags. Sie sang dem Kinde etwas vor, schäckerte, und trieb allerlei Kurzweil mit ihm. Unterdessen kamen zwei Bekanntinnen zu Marien, und forderten sie auf, mit ihnen in das nächstgelegene Dorf zu ihrer Baase zu gehen, woselbst ihrer eine köstliche Bewirthung warte. Komm

mit, sagte die Eine, du wirst recht vergnügt dort seyn. Ich kann nicht, entgegnete Marie, meine Eltern sind weggegangen, und haben mir die Schwester zur Obhut übergeben, deswegen darf ich mich nicht von hier entfernen. Du bist gar zu gewissenhaft fiel die Andere ihr ins Wort: du könntest ja deine Schwester der Nachbarinn übergeben; diese wird gerne deinen Eltern solchen Dienst erweisen. Daran zweifle ich keineswegs, gab Marie zur Antwort; aber meine Eltern haben dieß Geschäft mir übertragen; ich darf es also nicht an eine Andere abgeben. Wann kehren denn deine Eltern zurück? fragte die Erstere wieder. Heute Abend gedenken sie hier zu seyn. Nun bis dahin sind wir schon wieder von unserm Besuche zurück; komm Marie, folge unserer Einladung, und gib Carolinen zu der Nachbarinn; sie ist sehr verschwiegen, und sagt deinen Eltern nichts von deinem Weggehen. Glaubt ihr denn, sprach Marie unwillig, daß ich meine Eltern hintergehen möchte? Wahrlich ein solcher Rath macht euch keine Ehre. Nun so bleib zu Hause, und laß dir die Ohren von dem kleinen Fratzen vollschreien, sagten die ungezogenen Mädchen, und entfernten sich höhnend von Marien. Diese ließ sich nicht im Geringsten durch diesen Vorfall in ihrem Wartgeschäfte irre machen, sondern verdoppelte ihre Bemühungen, den kleinen Schreihals wieder in gute Laune zu bringen. Es gelang ihr bald, und die Kleine lachte nun eben so

Den Eltern folgen, bringet Segen,
Schafft Ruhe und Zufriedenheit;
Macht glücklich auf des Lebens Wegen,
Und führet uns zur Seligkeit.

sehr, als sie vorher geweint hatte. Mittlerweile kam ein ältlicher Herr in Jagdkleidung an Mariens Hause vorbei. Er blieb vor Marien stehen, und redete sie mit den Worten an: Höre, liebe Kleine, kannst du mir nicht einen frischen Trunk reichen? Ey warum nicht, lieber Herr, entgegnete Marie freundlich, aber ich habe Niemanden, der unterdessen auf mein Schwesterchen ein Augenmerk hat, bis ich aus dem Hause komme. Das will ich so lange haben, sagte lächelnd der Fremde, und setzte sich zu dem Kinde. Marie hüpfte schnell in das Haus, brachte eine Schüssel süße Milch und Brod herbei und meinte, dieß sey doch besser als Wasser. Diese gefällige Weise Mariens gefiel dem Fremden außerordentlich wohl; er verzehrte Milch und Brod mit dem größten Behagen, und unterhielt sich mit Marien, die sich als ein verständiges und bescheidenes Mädchen zeigte, aufs beste; und fand so großes Wohlgefallen an ihr, daß er sie zu sich zu nehmen beschloß. Herr Grünthal, so hieß der Fremde, ein sehr reicher Gutsbesitzer, lebte mit seiner Gattin und einer einzigen Tochter, die in Mariens Alter stand, still auf seinem Gute. Schon längst wünschten sie ein braves Mädchen zur Freundinn und Gesellschafterinn ihrer Auguste, hatten aber in ihrer Nachbarschaft noch kein so gutartiges, und auch in ihrem Aeußern sich empfehlendes Mädchen gefunden, wie sie es gerne wollten. Da besuchte Herr Grünthal einen alten Bekannten, der eine Stunde von

Mariens Wohnort ein Gut besaß, und bei welchem er mehrere Tage sehr vergnügt zubrachte. Am letzten Tage seines Aufenthaltes wurde noch eine Jagdpartie veranstaltet, bei welcher Herr Grünthal von seinem Freunde getrennt, des Weges verfehlte, und endlich, gequält von Hunger und Durst, durch den Flecken bei Mariens Wohnung vorbei kam. So lernte er Marien kennen. Leicht merkte er aus dem Gespräche mit ihr die dürftige Lage ihrer Eltern, und da Marie noch mehr Geschwister hatte, glaubte er nicht, daß sein Anerbieten, Marien zu sich zu nehmen, sie erziehen zu lassen und für ihre Zukunft zu sorgen, abgeschlagen werden würde. Herr Grünthal entfernte sich, nachdem er Marien ein großes Stück Geld für die Labung, die sie ihm verschafft, in die Hand gedrückt hatte, mit dem Versprechen, folgenden Tages zu ihren Eltern zu kommen. Unterdessen kehrten Mariens Eltern zurück und vernahmen deren lebhafte Schilderung von dem gütigen Herrn mit großer Verwunderung. Herr Grünthal erkundigte sich bei seinem Freunde über Mariens Eltern, und hörte zu seiner Freude nur Gutes von ihnen. Des andern Tages ging er zu ihnen hin, und machte ihnen den Vorschlag, Marien ihm zur Erziehung zu übergeben. Sie staunten über den Antrag Herrn Grünthals, und konnten sich nicht gleich in denselben finden. Deßwegen baten sie sich einige Tage Bedenkzeit aus, was auch Herr Grünthal ganz billig

fand. Nach reiflicher Ueberlegung hielten sie es jedoch für das beste, den Wünschen des gütigen Mannes zu willfahren, und ihm ihre Tochter anzuvertrauen, da in ihrer dürftigen Lage ihnen noch manche Sorge für die übrigen vier Geschwister übrig blieb, und Herr Grünthal allgemein nicht nur als ein reicher, sondern was das vorzüglichste ist, als ein edler Mann bekannt war. Nachdem derselbe mit dem elterlichen Entschlusse bekannt gemacht worden war, holte er Marien unter tausend Segenswünschen von ihren Eltern begleitet in einem Wagen ab, und brachte sie glücklich in die Mitte seiner Familie. Madam Grünthal und Auguste gewannen Marien gleich in den ersten Stunden lieb; denn gute Menschen finden sich schnell zu einander. Marie genoß die schönsten Tage bei diesen edlen Menschen; sie wurde mit Augusten gleich erzogen, genoß denselben Unterricht, gerade als wenn sie die Schwester derselben gewesen wäre. Auguste hing auch wie eine Schwester an Marien, und beide Mädchen kannten kein größeres Glück, als stets bei einander zu leben, und beide blühten zur Freude der Eltern lieblich heran. Marie fand sich so gut in das feinere Leben der Begüterten, zeigte so viel Anstand und Sitte, daß jeder sie für die Tochter Grünthals ansah. Herrn Grünthal gefiel das Zusammenhalten der beiden Mädchen ungemein, und er liebte auch Marien wie seine Tochter. Mariens Eltern dankten mit aufgehobenen Händen dem gütigen Gott, daß

Er ihre Tochter so gut versorgt habe, und diese unter so edlen Menschen sich befände. Daß Marie wie ein Familienglied angesehen wurde, bewies die reiche Aussteuer, welche sie von ihrem Wohlthäter bekam, als ein braver junger Mann um die hübsche und gebildete Marie bei Herrn Grünthal und ihren Eltern anhielt. Herr Grünthal, wie auch ihre Eltern sagten zu, und Marie wurde eine glückliche Gattin. Auguste hätte nicht zugegeben, daß ihre Schwester Marie (so nannte sie dieselbe) von ihr getrennt würde, wenn nicht sie selbst die Braut eines reichen Kaufherrn gewesen wäre, der in der nahe gelegenen Hauptstadt sich niederließ, und wohin auch Marie mit ihrem Gatten zu wohnen kam, woselbst sie nun auch wieder beisammen leben konnten. Schon Herr Grünthal hatte Mariens Eltern reichlich unterstützt, aber ihr Gatte war nun noch mehr bemüht, diesen ein angenehmes Alter zu bereiten. Er übernahm es, für zwei Brüder Mariens zu sorgen, so wie Marie die jüngste Schwester zu sich nahm, deren Wartung sie dem Herrn Grünthal empfohlen und so glücklich gemacht hatte. Wäre aber Marie nicht so gehorsam gewesen, hätte sie der Einladung ihrer Freundinnen gefolgt, so hätte ihr Wohlthäter sie nicht kennen gelernt, und sie wäre nicht so glücklich gewesen, Augustens Freundinn und ihrer Eltern Trost und Stütze zu werden. Darum folgt ihr Kinder den Eltern; es bringt tausendfache Früchte!

Den Eltern folgen, bringet Segen,
Schafft Ruhe und Zufriedenheit;
Macht glücklich auf des Lebens Wegen,
Und führet uns zur Seligkeit.

Ein ernster Wille vermag viel.

Der würdige Lehrer R** sprach einst in der Schule über die Willenskraft, und erklärte seinen Schülern, welch große Werke der Mensch schon durch dieselbe ausgeführt habe. Wenn der Mensch eine Sache ernstlich will, sprach er, so wird er sie trotz aller Hindernisse, wenn anders diese seine Kräfte nicht übersteigen, erreichen können. Die Geschichte nennt uns sehr viele Menschen, die durch festes Wollen Unglaubliches geleistet haben. Er erzählte seinen Schülern von mehreren berühmten Männern, die nur allein durch die Stärke ihres Willens sich einen Namen in der Geschichte erworben haben. Auch von euch wünschte ich eine Probe der Willenskraft zu sehen, und ich will euch zur Ablegung derselben Gelegenheit verschaffen. Versucht es einmal jenes schöne Gedicht, welches wir vor einigen Wochen mit Vergnügen lasen, innerhalb eines Monats auswendig zu lernen, aber ohne dadurch die treffenden Lectionen zu vernachläßigen oder zu versäumen. Genöthigt ist Kei-

ner von euch, euer freier Wille muß es seyn, dasselbe vollständig dem Gedächtnisse einzuprägen. Die Knaben stutzten gar sehr, als sie von jenem Gedichte hörten, denn dieses war zwanzig Seiten lang und in einem für das Memoriren schwierigen Versmaase geschrieben, sie schüttelten die Köpfe, und nannten im Stillen denjenigen einen Thoren, der es unternähme, dieses Gedicht auswendig zu lernen. Nur zwei unter ihnen dachten nicht also: diese waren Carl und Heinrich, die Söhne zweier Nachbarn, welche die Natur nicht karg mit ihren geistigen Gaben bedacht hatte, nur besaß Carl ein viel besseres Gedächtniß als Heinrich. Mit großer Theilnahme hatten beide den Lehrer von berühmten Männern, die das, was sie wollten, mit einer bewunderungswürdigen Festigkeit hinausführten, erzählen hören, und beschlossen nun, an dem Gedichte eine Probe ihrer Willenskraft abzulegen. Beide hielten ihren Plan gegenseitig geheim. Da sich Carl eines bessern Gedächtnisses erfreute, glaubte er nicht nöthig zu haben, gleich mit der Erlernung des Gedichtes zu beginnen. Vier Wochen ist eine lange Frist, da hat es noch Zeit, wenn ich in den letzten Wochen dazu thue, sprach Carl zu sich selbst, während Heinrich sich sogleich an die Aufgabe machte. Er stand früher als gewöhnlich auf, um ja deßselben mächtig zu werden. Aber es ging ihm am Anfange hart; denn sein Gedächtniß war, wie gesagt, etwas niedergedrückt

und er noch nicht mit der bessern Methode, etwas auswendig zu lernen, bekannt, bis er endlich durch eigene Erfahrung auf dieselbe kam. Er fand nämlich, daß er am besten memorire, wenn er zuerst eine Strophe fest dem Gedächtnisse einpräge, dann zur andern schreite, und wenn es auch mit dieser ginge, die erste und zweite wiederholte. Ging es mit beiden ohne Fehler, so machte er sich an die dritte Strophe, und war diese dem Gedächtnisse eingeprägt, so wiederholte er die erste, zweite und dritte u. s. f. Deswegen aber ging es anfangs doch nicht so leicht, und Heinrich weinte oft vor Aerger, wenn die Verse nicht in den Kopf gehen wollten. Sie müssen! sie müssen hinein, sagte er, und rieb sich die Stirne, um, wie er meinte, der ermatteten Gedächtnißkraft neues Feuer zu geben. Seine Kameraden mangelten ihn beim Spiele, denn Heinrich war ein munterer Junge. Ey, sagten sie in der Schule zu ihm, was ist denn aus dir geworden? Du kömmst nicht mehr zu unsern Spielen, wo treibst du dich denn herum? Heinrich entgegnete ihnen, er beschäftige sich zu Hause. Seht doch, sagten die leichtsinnigen Jungen, aus dem Heinrich ist ein gelehrter Kopfhänger geworden, darum sitzt er daheim hinterm Ofen. Daß wir doch solche Thoren wären und dir es nachmachten. Beim Spiele befinden wir uns weit besser, und ist uns wohler, als dir bei den Büchern. So sprachen sie, und verspotteten den fleißigen Heinrich.

Aber dieser ließ sich durch solche Reden nicht irre machen, sondern wies auch jeden Kameraden, der in sein Haus kam, um ihn zum Spielen einzuladen, in bestimmtem Tone ab, weil er dem Entschlusse treu bleiben wollte, das aufgegebene Gedicht innerhalb der bestimmten Zeit dem Gedächtnisse einzuprägen. Bereits waren vierzehn Tage verflossen, in welcher Zeit Heinrich fast die Hälfte des Gedichtes memorirt hatte; aber besorgt blickte er auf den noch größern Theil desselben, und zweifelte fast an dem Gelingen seines Unternehmens. Erst jetzt schritt Carl zur Erlernung des Gedichtes. Er glaubte in einigen Tagen über den größten Theil desselben Herr werden zu können; doch da hatte er sich getäuscht; denn obgleich er anfangs angestrengt lernte, so konnte er doch nicht so viel memoriren, um ein baldiges Ende davon zu sehen; bald verlor er die Lust zum weiter Lernen, um so mehr, da er sich auch durch Schulfreunde zu ihren Vergnügungen mit fortreißen ließ. Kam er nun von diesen erhitzt nach Hause, so war sein Geist nicht mehr zu diesem ernsten Geschäfte so gesammelt; die Aufgabe dünkte ihm immer größer, anstatt kleiner; und voll Verdruß darüber gab er seinen Plan auf. Heinrich merkte, daß sein Gedächtniß dagegen mit jedem Tage stärker werde, und lernte nun mit größerer Leichtigkeit den Rest des Gedichtes. Von Heinrichs Mitschülern hatte keiner mehr an die Aufgabe des Lehrers gedacht, als dieser

eines Tages die Frage an sie stellte: wer ihm die Freude gemacht, und das Gedicht gelernt habe. Da schwiegen sie beschämt stille, denn sie glaubten der Lehrer würde keine Erwähnung mehr davon machen. Jetzt trat Heinrich zum Erstaunen des Lehrers und seiner Mitschüler auf, und zeigte sich bereit, das zwanzig Seiten lange Gedicht herzusagen. Wie? mein Sohn, fragte der Lehrer, du hättest die Aufgabe gelöst? Dieß freut mich ja ungemein. Nun, laß hören! Mit immermehr sich steigernder Verwunderung seiner Zuhörer sagte Heinrich das lange Gedicht, ohne im Geringsten zu stocken, vollständig her. Der über Heinrichs Beharrlichkeit höchst erfreute Lehrer stellte ihn seinen Mitschülern als Muster auf, und machte ihm ein sehr nützliches Buch, wegen seiner Ausdauer und seines Fleißes zum Geschenke. Wie sehr sich Carl ärgerte, daß er seinen Plan aufgegeben habe, brauche ich euch, lieben Leser, wohl nicht zu sagen. Diese glücklich bestandene Probe ward Heinrichen zum Grundstein seines Glückes, denn nun sah er ein, daß der Mensch alles vermöge, wenn er nur wolle. Er führte nun alle seine Aufgaben, und als er älter geworden war, seine Geschäfte mit gleicher Kraft des Willens durch, und bildete sich dadurch zu einem höchst brauchbaren Manne. Sein ganzes Leben hindurch machte er nun die Erfahrung, daß ein ernstlicher Wille das größte Werk zu Stande bringen könne.

Selbstbeherrschung.

Raimund war sehr zum Jähzorn geneigt; das geringste Versehen seiner Geschwister gegen ihn, konnte ihn in den größten Affect bringen, von dem er sich dann ganz beherrschen zu lassen schien. Seinen Eltern machte dieß sehr viele Sorgen; denn wuchs dieser Jähzorn in dem Grade, in welchem seine physischen Kräfte zunahmen, so war für die Zukunft alles für ihn zu befürchten. Sie gaben sich deßwegen alle Mühe, diesen Fehler in ihm auszerotten. Gar oft erzählte sein Vater von Männern, die auch von sehr heftiger Gemüthsart gewesen wären, das Gefährliche derselben aber einsehend, diese Hitze durch strenge Aufmerksamkeit auf sich und plötzliche Unterdrückung gemildert hätten. Auch Raimund nahm sich ernstlich vor, diesen garstigen Fehler abzulegen. Anfangs hielt es schwer, aber ein festes Wollen, und ein kräftiges Durchgreifen halfen ihm zum Siege. Einen höchst erfreulichen Beweis davon gab folgender Vorfall:

Raimund war eines Tages mit dem Abschreiben eines langen Gedichtes beschäftiget. Als er bis zu der letzten Seite desselben gekommen war, trat sein jüngster Bruder Otto zu ihm ins Zimmer, und begann sich daselbst mit Ballspielen zu belustigen. Da kannst du mit deinem Ball jetzt nicht spielen, sagte Rai-

mund, komm nur später, wenn ich mit meiner Abschrift fertig bin. Der kleine Leichtsinnige folgte aber Raimunds ermahnenden Worten nicht, und trieb sein Ballspiel unbesorgt weiter. Auf einmal fiel der in die Höhe geschleuderte Ball auf Raimunds Schreibtisch, sprang gerade auf das Dintenfaß, und von da über das sehr schön geschriebene Gedicht hinunter. Otto sah mit starrem Entsetzen die Folge seines Leichtsinns, und erwartete nichts anderes, als den höchsten Ausdruck des Zorns, ja wohl gar derbe Schläge von seinem hitzigen Bruder. Dieser wollte auch schon im ersten Augenblicke seinem Affekte folgen, und dem unfolgsamen Jungen tüchtige Hiebe versetzen, als ihm der heilige Vorsatz, sich zu bezwingen, vor die Seele trat, und er Otto ungestraft mit den Worten entließ: Ich werde es dem Vater sagen, wie unfolgsam und unachtsam du heute gewesen bist! Du hast mir neue Mühe und Arbeit durch deinen Leichtsinn gemacht, Otto, ich bitte dich, sey künftig folgsamer! Otto wußte gar nicht, wie ihm geschah; denn bei Bruder Raimund nach einem solchen herbeygeführten Unfall so gut durchzukommen, hätte er sich nicht träumen lassen. Voll Verwunderung sah er seinen Bruder an, und bedauerte von Herzen, daß er so unfolgsam gewesen war. Reumüthig ging er zum Vater, um sich selbst des begangenen Fehlers anzuklagen, und auch zugleich Raimunds bewiesene Sanftmuth zu rühmen.

Wie sehr erfreute dieser Beweis von Raimunds Besserung das Elternpaar! und auch Raimund fühlte die süßeste Ruhe sein Herz durchdringen, eine Ruhe, welche er vormals bei seinem Aufbrausen nicht kennen gelernt hatte. Er strebte nun eifrig, dieses beseligende Gefühl fest zu halten, und stets Herr über seine Leidenschaft zu werden, durch deren Unterdrückung er auch ein liebenswürdiger Mensch wurde.

Das gegebene Wort muß man halten.

Möchtest du nicht, lieber Freund, da du ein so fertiger Rechner bist, die Behandlungsweise des auf übermorgen aufgegebenen Exempels morgen mit mir durchgehen? Du würdest mir damit einen sehr großen Dienst erweisen. So sprach Conrad zu Leopold, seinem Schulfreunde. Sehr gern will ich das thun, erwiederte jener; wir haben morgen ohnedieß den ganzen Tag frei, weil unser Lehrer unpäßlich geworden ist, daher erwarte ich dich morgen Vormittags. Ich komme gewiß, entgegnete Conrad, und beide trennten sich mit freundlichen Abschiedsworten. Beim Abendessen überraschte Leopolds Vater, der heute sehr fröhlich gestimmt war, seine Kinder mit dem Plane, kommenden Tages die längst versprochene Landparthie mit ihnen zu machen, da er erfahren habe,

daß weder Leopold noch die andern Geschwister Unterricht den nächsten Tag hätten, indem des Erstern Lehrer krank geworden sey, die andern Lehrer aber sich durch einen Lehrerrath gehindert sähen, Schule zu halten. Wir wollen daher diesen Tag, wenn das Wetter uns begünstigt, dem Vergnügen widmen, um dann desto fröhlicher wieder an die Arbeit zu gehen. Haltet euch bereit, in der frühesten Morgenstunde auf den Beinen zu seyn! Großer Jubel schallte nun durch das ganze Haus; denn wenn Vater Huldmann seinen Kindern ein Vergnügen zu machen im Sinne hatte, so suchte er ihnen auch jede Gelegenheit zum reinen vollständigen Genuße desselben zu verschaffen. Er wußte die unterhaltendsten Spiele und andere Belustigungen miteinzuflechten, so daß ein Tag, in des Vaters Gesellschaft zugebracht, den Kindern immer unvergeßlich blieb. Leopold hatte nicht erwartet, daß der Vater die längst versprochene Landparthie gerade auf den kommenden Tag bestimmen würde, und ward durch diesen Zufall etwas mißgestimmt, da auch er so gerne dieses Vergnügen mitgenossen hätte. Doch bald verscheuchte der verständige Leopold den Unmuth seiner Seele durch den Gedanken, daß das Bewußtseyn, sein gegebenes Wort gehalten zu haben, wohl diese Lustparthie aufwiegen werde. Vater Huldmann hatte Leopolds Mißmuth wohl bemerkt, ihn aber nicht sogleich um die Ursache desselben gefragt. Als die andern Kinder sich ent-

fernt hatten, that er dieß, und erfuhr nun von seinem Sohne das Conraden gegebene Versprechen. Ey, sagte der Vater, deßwegen kannst du ja doch die Parthie mitmachen, wenn Conrad kömmt, und er findet dich nicht zu Hause, so geht er wieder fort, oder du kannst ihm ja wissen lassen, es sey dir unmöglich, morgen dein Versprechen zu halten, er solle an einem andern Tage kommen; dann ist die ganze Sache abgethan. Leopold sah den Vater mit verwunderungsvollen Blicken an, denn einen solchen Rath hatte er von diesem, der ein so wahrheitsliebender Mann war, und vor Allem seinen Kindern einschärfte, das, was sie einmal versprochen hätten, zu halten, auch wenn es ihnen hart ankäme, nicht erwartet. Ey, das hieße ja unredlich gehandelt, lieber Vater, und ich wäre deiner Liebe nicht werth, wenn ich mir so etwas zu Schulden kommen ließe. Nein, ich will da bleiben, und Conraden mein Wort halten. Brav, mein Sohn, entgegnete nun der Vater freundlich, du hast die Probe gut bestanden, und meinen vollen Beifall dadurch erlangt. Ich würde dich sehr getadelt haben, hättest du meinen Rath angenommen, jetzt aber muß ich dich desto mehr loben; bestrebe dich immer so zu handeln, und die Achtung eines Jeden wird dir gewiß seyn. Die andern Kinder bedauerten zwar sehr, daß Leopold nicht Mitgenosse ihres Vergnügens seyn konnte, konnten ihm aber wegen seines redlichen Benehmens ihren Beyfall nicht versagen.

Die Spatziergänger hatten das Haus verlassen, und längst schon die Reize der Natur genossen, als Conrad in Leopolds Wohnung trat, um sich von Leopolden die versprochene Unterweisung geben zu lassen. Leopold kam ihm freundlich entgegen, zeigte ihm die Behandlungsweise der vorgelegten Rechnungen mit der möglichsten Gründlichkeit, und ließ seinen Schulfreund nicht das Geringste merken, daß er um seinetwillen hatte das Anerbieten eines Vergnügens abschlagen müssen. Unter herzlicher Danksagung entfernte sich Conrad von seinem gefälligen Freunde, mit dem Wunsche, auch ihm in irgend einer Sache eine Gefälligkeit erweisen zu können.

Erst spät am Abende kehrte Vater Huldmann mit seinen Kindern von der Landpathie zurück. Nun ging es von Seite der Kinder an ein Erzählen der vielfach genossenen Vergnügungen, in deren treuen Schilderung eines das andere übertreffen wollte. Leopold hörte mit sichtlichem Antheil die Erzählung seiner Geschwister an, und erkundigte sich genau nach der Art ihrer Vergnügungen, ohne bei dem einstimmigen Beifall der Geschwister mit der väterlichen Wahl dieser Spiele Verdruß zu zeigen, daß er sie nicht auch mitmachenkonnte. Vater Huldmann hatte im Stillen seinen Leopold beobachtet, ob seine Miene bei dem Bericht der Geschwister nicht Unzufriedenheit und Mißmuth über seine Entsagung ausdrücke. Da aber dieß nicht der Fall war, sondern aus Leopolds Gesicht die herzlichste

Theilnahme zu lesen war, so prieß er sich glücklich, einen so wackern Sohn zu haben, und beschloß auch ihm wegen seines wackern Benehmens eine Freude zu machen. Er machte ihm des andern Tages ein sehr kostspieliges geschichtliches Werk zum Geschenke mit dem Beifügen, dasselbe als Andenken an die redliche Haltung seines Wortes und uneigennützige Entsagung anzunehmen: Leopold fand sich durch dieses schöne Geschenk beglückt, noch glücklicher aber durch die Liebe seines Vaters.

Der Sperling.

Emmelinens Brüder hatten im Garten einen Sperling gefangen, der seinen ersten Ausflug unternommen zu haben schien. In freudiger Hast zeigten sie den armen Gefangenen ihrer Schwester, und diese, von Mitleid gegen den armen Vogel erfüllt, äußerte lebhaft den Wunsch, ihn zu besitzen. Großmüthig gewährten die Brüder Emmelinens Bitte. Der kleine Gefangene wurde nun gleich mit Milchbröckchen gespeist, die ihm Emmeline mit eigener Hand in den Schnabel steckte. Sie hatte anfangs mit ihrem Schützling große Mühe, bis er nach und nach kräftiger wurde, und ihr viel Vergnügen machte; denn er unterschied seine Wohlthäterinn genau von den andern

Personen und gab seine Freude bei der Annäherung Emmelinens durch Flügelschlag und ein frohes Gezwitscher zu erkennen. Sie durfte ihn aus dem Käfig heraus nehmen und auf ihre Hand oder Achsel setzen, er blieb ruhig sitzen, und pickte als Bezeigung seiner Liebe ihr in die Backen. Emmeline pflegte ihn auch treulich und vergaß, wie es oft bei Kindern geschieht, über den Genuß ihrer Freuden die Bedürfnisse des armen Thierchens nicht. Zur bestimmten Zeit des Tages gab sie ihm Futter und frisches Wasser, und empfahl jedem Gliede der Familie die Obhut auf ihren Schützling, obgleich die Brüder ihre Sorgfalt oft belachten, und meinten, sie verwende diese auf den schlechtesten und verachtetsten Vogel, der einer solchen Pflege nicht werth sey. Diese Reden machten jedoch auf Emmelinen keinen Eindruck; eben darum meinte das verständige Mädchen, müsse man den armen Vogel in Schutz nehmen, weil er so gering geachtet und verfolgt werde. Wir haben ihm die Freiheit genommen und sind, wie neulich der Vater sagte, schuldig, ihm diese durch gute Pflege zu ersetzen. Dagegen konnten die Brüder nichts einwenden, und mußten im Stillen der gefühlvollen Schwester Recht geben. So genoß der Sperling von Emmelinen gepflegt und geschützt den ganzen Winter hindurch, den Verlurst der Freiheit abgerechnet, die besten Tage. Als aber der holde Frühling zurückgekehrt war, und viele der gefiederten Sänger sich

wieder eingefunden hatten, und ein fröhliches Gezwitscher unter dem Fenster, wo der Sperling in seinem Käfig herumtrippelte, erhoben, da wurde dieser still und traurig, fraß fast nichts mehr und zeigte nur dann einige Freude, wenn ein Zug von Vögeln seiner Art an seinem Fenster vorbeieilte, da hob er seine Flügel zum Zeichen, daß er mit ihnen ziehen möchte. Emmeline hatte dieß beobachtet, und schnell war ein Entschluß gefaßt. Obgleich sie den Vogel ungemein liebgewonnen hatte, und seinem Besitz ungern entsagte, so war sie doch zartfühlend genug, den Schmerz des armen Vögelchens über die verlorne Freiheit zu ahnden, und deßwegen beschloß sie, diesem Schmerz ein Ende zu machen. Schnell trat sie zu dem Käfig, öffnete ihn mit den Worten: Komm armer Schelm, genieße nach langer Entbehrung die goldene Freiheit, und zieh hin zu deinen muntern Brüdern. Mit fröhlichem Gezwitscher nahm der Befreite Abschied von seiner lieben Pflegerin. Emmeline sah ihm wehmüthig nach, und fast wollte es sie gereuen, den Liebling entlassen zu haben; doch da erheiterte sie der Gedanke, dem armen Thierchen das höchste Gut, die Freiheit gegeben, und ihn wieder fröhlich gemacht zu haben. Wer von euch liebe Leser zollt nicht der gefühlvollen Handlung Emmelinens seinen ganzen Beifall?

Das Versöhnungsfest.

Leopold wurde von seinen Eltern und Geschwistern innigst geliebt, welche Liebe er auch verdiente. Denn er war ein talentvoller und fleißiger Knabe, der zu schönen Hoffnungen berechtigte, nur hatte er den schlimmen Fehler, wenn Jemand ihm widersprach, in Hitze zu gerathen und sich dann zu unbedachtsamen Reden hinreißen zu lassen. Obgleich er die lebhafteste Reue nach einer solchen Uebereilung bezeigte, so konnte er sich doch von diesem Fehler nicht ganz frei machen. Einige Tage vor der Feyer seines Geburtstages war er mit Moritzen seinem besten Jugendfreunde in Streit gerathen, und seine Hitze hatte ihn auch diesesmal zu gröblichen Beleidigungen gegen seinen Schulfreund verleitet. Beide schieden im höchsten Unwillen von einander, Moritz, mit Recht erzürnt über Leopolds gröbliche Ausdrücke, welche sein aufbraußendes Wesen ihm entlockt hatte; Leopold in der falschen Meinung, von Moritzen zuerst beleidigt worden zu seyn und deßwegen ein Recht gehabt zu haben, dem Beleidiger die Wahrheit tüchtig hin zu sagen. Bald jedoch gereute es ihn, seinem Freunde auf diese Weise begegnet zu seyn, und er wünschte den ganzen Vorfall ungeschehen machen zu können, war aber doch zu stolz, den widerrechtlich beleidigten Moritz um Verzeihung zu bitten.

Das Geburtsfest erschien, und Leopold gedachte, sich an demselben recht vergnügt zu machen, doch er hatte sich getäuscht. Als seine Bekannten alle gekommen waren, ihm Glück zu wünscheu, fehlte unter ihnen, was sonst nie der Fall war, Moritz, sein bester Freund. Das schmerzte Leopolden tief, um so mehr, da er selbst Schuld an dessen Abwesenheit war. Er hatte sich bis jetzt mit der Hoffnung geschmeichelt, Moritz werde die ganze Sache vergessen haben, und an seinem Geburtstage dennoch bei ihm erscheinen. Sein Außenbleiben bewies, wie schwer er ihn beleidigt hatte; das konnte Leopold, dessen besseres Gefühl die Oberhand gewonnen hatte, nicht ertragen, unbemerkt stahl er sich aus dem Kreise seiner Gäste, und eilte geradezu nach Moritzens Wohnung, Moritz war zu Hanse, und staunte nicht wenig, als Leopold hastig ins Zimmer trat, und ihm mit den Worten: Ich habe dir Unrecht gethan, lieber Moritz, verzeihe mir, es soll dergleichen gewiß nicht mehr unter uns vorfallen, um den Hals fiel. Moritz fühlte gar wohl, wie viel Ueberwindung Leopolden dieser Schritt gekostet haben mochte, und verkannte das gute Herz nicht, das dieser Handlung zu Grunde lag, deswegen reichte er gerne Leopolden die Hand zur Versöhnung hin, und dieser rückte nun mit der dringend herzlichen Bitte hervor, sein Geburtsfest durch seine Gegenwart zu verschönern. Moritz konnte und wollte es ihm nicht abschlagen, und beide traten nun Hand in Hand in

die, über Leopolds Entfernung erstaunte, Gesellschaft ein. Nun wußten sie, warum Leopold sich davon geschlichen hatte, und freuten sich mit ihm über die Aussöhnung mit seinem Freunde. Jetzt erst gab sich Leopold der Freude ganz hin, da sein Geburtsfest zugleich als Versöhnungsfest gefeyert werden konnte. Noch nie hatte er einen frohern Tag erlebt, als diesen, der ihm den liebsten Freund wieder geschenkt hatte. Allgemeine Fröhlichkeit herrschte unter seinen Gästen, die Leopolden um so höher schätzten, und ein fröhliches Lebehoch den versöhnten Freunden brachten.

Christensinn.

Jakob ging vor Anbruch des Tages in die Stadt. Auf dem Wege dahin mußte er durch einen Hohlweg gehen. In der Mitte desselben stieß er an einen hervorstehenden Stein, den er im Dunkel nicht bemerken konnte, seinen Fuß so hart an, daß er zu bluten anfing, und Jakob große Schmerzen verspürte. Von diesen gequält, hinkte er langsam weiter, und gelangte endlich mit großer Mühe zur Stadt. Als er dort einige Zeit ausgeruht, den beschädigten Fuß eingebunden, und seine Geschäfte besorgt hatte, trat er den Rückweg an. Bei dem Dorfe, das vor dem Hohlwege lag, angelangt, erbat er sich von einem Bekann=

ten in diesem Orte eine Haue. Auf die Frage, wozu er sie denn brauche? berichtete Jakob, er wolle in dem Hohlwege einen sehr spitzigen Stein, an dem er sich heute morgen gestoßen habe, aufsuchen, und ihn heraushauen, damit sich kein Anderer an ihm stoße, und bedeutend beschädiget werde. Dafür laß du andere sorgen, das geht ja dich nichts an, wenn sich einer stößt, du hast es nicht mehr zu befürchten, weil dir jetzt die Stelle bekannt ist, wo der Stein liegt. Wahrhaftig, du bist wegen deiner allzugroßen Gutmüthigkeit auszulachen! Die Haue gebe ich dir zu diesem Zwecke nicht. Jakob, entrüstet über die Herzlosigkeit seines Bekannten, entfernte sich unwillig von ihm. Doch hielt ihn dieß nicht ab, einen andern Bewohner dieses Orts um das Werkzeug anzusprechen. Dieser gewährte gerne Jakobs Bitte, und Jakob eilte in den Hohlweg, suchte den Stein des Anstoßes auf und entfernte ihn mit vieler Mühe. Nachdem dieß geschehen war, brachte er die Haue ihrem Besitzer zurück und ging seines Weges weiter. Ist das nicht Christensinn?

Reichthum ist nicht immer gut.

Rudolph und Anselm begegneten sich auf der Straße. Hast du schon gehört, fing Ersterer zum Andern zu sprechen an, daß Friedrichs Vater eine bedeutende

Erbschaft gemacht hat, die viele tausend Gulden betragen soll? Anselm bejahte die Frage und meinte, daß Fritz nun der glücklichste Mensch auf der Erde genannt werden könne, weil er jetzt auf einmal reich geworden wäre. Rudolph stimmte ihm bei, und gestand, daß er Friedrich um sein Glück beneide, da dieser nun die besten Tage genießen werde, während er, und noch viele andere seiner Schulkameraden sich auf wenig Vergnügungen beschränkt sähen. O der glückliche Fritz! riefen die beiden Knaben aus, ihres Freundes Schicksal über alles preisend, das ihre beklagend. War denn aber Fritz und seine Eltern wirklich so glücklich, wie sie von den beiden Knaben gepriesen wurden. Laßt uns, liebe Leser, die Sache genau prüfen.

Aus einer sehr beschränkten Lage gerissen, konnten sich Fritzens Eltern fast gar nicht in ihr Glück finden, und verloren dabei die nöthige Umsicht. Sie wollten nun, was ganz gewöhnlich bei unerwartet zugefallenem Reichthum der Fall ist, das, was sie früher hatten entbehren müssen, jetzt doppelt genießen. In der Meinung, das große Erbe könne gar kein Ende nehmen, fingen sie an, ein glänzendes Haus zu machen, und es allen Wohlhabenden der Stadt im Aufwand zuvorzuthun. Herr Lindau, Fritzens Vater hatte vorher nur ein spärliches Einkommen und viele Sorgen, wie er sich und seine Familie durchs Leben schlagen könne, genoß aber doch trotz seiner dürftigen Lage

manche glückliche Stunde im Kreise seiner Familie. Fritz der älteste seiner Kinder, erregte schöne Hoffnungen, indem er sich durch Talente und regen Eifer für das Gute aufs Vortheilhafteste auszeichnete. Alle wurden zum fleißigen Schulbesuche wie auch zu fortwährender Thätigkeit im Hause angehalten. Die ersprießlichen Folgen davon waren täglich an den Fortschritten der Kinder sichtbarer. Wenn nun der Vater von den Tagsgeschäften ermüdet, am Abend unter seinen Kindern weilte, und das Lob von ihrem Fleiße und guten Sitten vernahm, da vergaß er alle Mühe und Sorgen, und dankte im Stillen dem gütigen Gott, daß er ein so glücklicher Vater sey. Er fühlte neue Kraft in sich, für das Wohl seiner Familie zu wirken, und begann unverdrossen den andern Morgen sein Tagwerk wieder.

Jetzt aber wurde es anders. Mit dem Besitz von Reichthümern trat eine ganz andere Lebensweise in der Familie Lindau ein. Zahlreiche Besuche von Verwandten und Freunden, welche jedoch die Familie Lindau in ihrer ehemaligen Lage gar nicht beachtet, und stolz auf sie herabgesehen hatten, bestrebten sich jetzt, derselben ihre Ergebenheit und Freundschaft an den Tag zu legen. Lindau wußte gar wohl, was er von dieser Art von Freunden zu halten habe, konnte sich aber das Vergnügen nicht versagen, sich von diesen beneiden, und in der ganzen Stadt als reicher und glücklicher Mann ausposaunen zu lassen. Die

Zahl solcher Freunde wurde täglich größer. Man machte und erhielt Besuche. Ein geräuschvolles Vergnügen folgte dem andern, und verdrängte die zur ruhigen Ueberlegung ihres jetzigen Zustandes höchst nöthige Ruhe. Die Kinder erhielten zwar einen ihren jetzigen Umständen angemessenen Unterricht, den die besten Lehrer ertheilten, aber die Eltern hatten jetzt zu wenig Zeit, nachzusehen, ob die Kinder auch sich auf den Unterricht gehörig vorbereiteten. Um eines Vergnügens oder sonst einer nichtigen Veranlassung willen, wurden viele Stunden, die dem Unterricht bestimmt waren, oft mit Erlaubniß der Eltern versäumt. Vormals hatten diese ihre Kinder unter ihren Augen; jetzt aber wurden diese auf ganze Tage zu andern wohlhabenden Kindern eingeladen, die verzärtelt und verzogen, ihnen kein gutes Beyspiel gaben. Diese sprachen nicht immer mit gebührender Ehrfurcht von Eltern und Lehrern, und naseweis von Dingen, über welche selbst erwachsene Leute selten sprechen. So lernten Lindaus Kinder nicht viel Gutes in solcher Gesellschaft. Fritz ließ sich früher nie eine Unwahrheit zu Schulden kommen, er war zutraulich gegen seine Bekannten, fröhlich bei ihren Spielen, und theilte mit jedem Hungrigen gern sein Abendbrod. Bald ging mit ihm eine schlimme Aenderung vor. Die Gesellschaft eines jungen, in seinem Alter stehenden Adelichen, mit dem näher bekannt zu werden, und auf freundschaftlichem Fuße

zu stehen, seinem erwachtem Ehrgeiz schmeichelte, der aber weder durch gute Sitten, noch feinen Anstand sich auszeichnete, sondern als Lügner bekannt war, hatte auch ihn verleitet, der Wahrheit untreu zu werden. Eine Lüge zog die andere nach sich, und wenn man ihn einer Lüge überweisen wollte, so war sein besseres Gefühl bereits so geschwächt, daß er darüber zu erröthen sich schämte, und durch standhaftes Läugnen und ein barsches Wesen sich der Verlegenheit zu entziehen suchte. Aus dem fleißigen Fritz wurde ein nachläßiger, fauler und bequemer Junge, der sich, wenn er von seinem Lehrer wegen zu auffallender Nachlässigkeit eine Rüge erhielt, mit dem leidigen Gedanken tröstete, ich habe jetzt Geld, und brauche nicht für die Zukunft zu sorgen. So freundlich er vorher gewesen, so stolz und anmaßend war er jetzt; seine alten Bekannten wurden von ihm keines Blickes gewürdigt, und suchte einer ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, so erhielt er von dem hochmüthigen Menschen nur Spott und Hohn. Da achtete nun keiner mehr diesen aufgeblasenen Thoren, und man bedauerte höchstens, daß unerwartetes Glück die Menschen so unverständig mache. Fritzens zwei jüngere Geschwister starben zum großen Schmerz der Eltern in ihrem schönsten Alter, an einer Verkältung, die sie sich beide zugezogen hatten. Nun fiel ihre ganze Zärtlichkeit auf den noch einzigen Sohn, auf Fritz. Kein Wunsch, keine Bitte wurde ihm ver=

sagt, und wenn sie auch oft durch Fritzens Eigensinn, Faulheit und unanständiges Betragen betrübt wurden, so wollten sie nicht mit Strenge gegen ihn verfahren, weil sie für seine Gesundheit fürchteten, und in der eitlen Hoffnung lebten, diese Fehler würden sich in späterer Zeit verlieren. Doch sie fanden sich bitter getäuscht. Als Fritz herangewachsen war, begegnete er seinen Eltern auf eine grobe Weise, täglich verlangte er größere Summen zu seinen Vergnügungen, worunter die des Spiels die vorzüglichste war. Tage und Nächte wurden diesem fürchterlichen Laster geopfert, und wenn das Glück ihm den Rücken gekehrt, oder vielmehr, wenn er in die Hände von Falschspielern gefallen war, und nun ohne Geld, ohne Uhr und andere Prätiosen heimkehrte, so verwünschte er in fürchterlichen Ausdrücken sich und sein Schicksal. Er war dann gegen die, welche ihn umgaben mürrisch, aufbrausend, und suchte seinen Groll über das ungetreue Glück an diesen auszulassen. Natürlich gaben die Eltern ihrem Sohne nicht immer die Summen, welche er forderte, aus welcher Weigerung Zank und Streit zwischen den Personen entstand, unter denen Eintracht und Liebe das ganze Leben hindurch herrschen sollte. Welch schreckliches Unheil bringen ungezügelte Leidenschaften in den Schoos einer Familie! — Fritz sah sich öfters genöthigt, um seine Spielsucht und den Hang nach Vergnügungen befriedigen zu können, Schulden auf seine

Eltern zu machen, welche bald mit Schrecken gewahr wurden, daß, wenn Fritz in seinem wüsten Leben fortfahre, sie in kurzer Zeit nichts mehr von dem bedeutenden Erbe besitzen würden. Der Vater machte daher dem liederlichen Sohne ernstliche Vorstellungen über seine Lage und beschwor ihn, sich doch zu bessern, aber da rächte sich die Verzärtlung des Sohnes auf eine fürchterliche Weise, denn weit entfernt, daß Fritz die Ermahnung seines Vaters wohl bedacht und sie befolgt hätte, entbrannte er vielmehr von wildem Zorn, und hätte sich an seinem Vater thätlich vergriffen, wenn Letzterer sich nicht hinwegbegeben haben würde. Bald nachher verlor er so bedeutend im Spiel, daß er den schädlichen Entschluß faßte, in das Zimmer seines Vaters zu schleichen, und dort aus dessen Kasse eine bedeutende Summe zu nehmen. Er führte diesen Entschluß auch aus. Am andern Morgen sah sich der Vater des Restes seines Vermögens beraubt. Nicht der Verlust des Geldes, sondern die Schlechtigkeit der Handlung seines Sohnes fraß wie ein Wurm an seinem Leben, und senkte ihn nach einigen Monaten ins Grab. Bald folgte ihm die von Gram und Schmerz gebeugte Gattin. Der nichtswürdige Sohn stand jetzt allein da mit dem peinigenden Bewußtseyn, Vater und Mutter hingemordet zu haben, doch suchte er diesen Vorwurf durch Genüsse mancherlei Art aus seiner Seele zu entfernen, als aber das Vermögen der Eltern vollends aufge-

zehrt und verspielt war, und Fritz nun nicht wußte, woher Geld zu seiner Lebens-Unterhaltung nehmen, traten die Quälgeister des bösen Gewissens zu ihm, und hielten mit grinzender Mine ihm das Bild eines durch die Schuld des Sohnes dahin gestorbenen Elternpaares vor die Seele. Er wurde allgemein in seiner Vaterstadt als ein Taugenichts verachtet, und fand zum Bettler herabgesunken, nirgends Hilfe. Fritz hatte nichts gelernt, womit er sich jetzt hätte seinen Unterhalt erwerben können, und war nicht an Arbeit gewöhnt. Deßwegen begab er sich von seiner Vaterstadt weg, und suchte in einer andern sein Fortkommen als — falscher Spieler. Es ging einige Zeit gut, bald aber wurden seine Betrügereien entdeckt, und er auf einige Zeit ins Gefängniß gesetzt. So ward aus dem reichen und stolzen Fritz Lindau ein herabgesunkener ehrloser Mensch. Als ein solcher dem Gefängnisse entlassen, und aus der Stadt verwiesen, stand er in Lumpen gehüllt, vor der Werkstätte eines wohlhabenden Bürgers und bat diesen um eine Wegzehrung. Der Meister betrachtete ihn genauer, und erkannte in dem Bettler Fritz Lindau, seinen ehemaligen Schulkameraden. Der Meister war Anselm, der von dem einst hochmüthigen Fritz nur von der Seite angesehen wurde, aber in seiner Jugend etwas Tüchtiges gelernt hatte, und nun als glücklicher Hausvater und geachteter Bürger dieser Stadt bekannt war. Auch Lindau erkannte seinen Jugendfreund und

stand von Schamgefühl durchdrungen, zerknirscht vor ihm. Gott, wie weit ist es mit dir gekommen, rief Anselm unwillkührlich aus. Doch schnell fiel dem edelgesinnten Manne ein, wie sehr durch solche Erinnerungen Lindau leiden müsse, und hieß ihn mit in seine Wohnung herauf zu gehen. Dort erzählte Fritz zum Theil sein Schicksal. Anselm hatte aufrichtiges Mitleid mit dem verwiesenen Lindau, gab ihm von seinen Kleidern, so viel er entbehren konnte, und eine bedeutende Wegzehrung. Dann beschwor er ihn, seine Lebensweise zu ändern, und in einer entferntern Stadt ein geregeltes und thätiges Leben zu beginnen. Ich kenne in R * * den Mauthbeamten Herrn K * * sehr gut, und im Falle du Arbeit bei ihm suchen willst, will ich dir einen Brief an ihn mitgeben. Fritz fühlte jetzt doppelt den Vorwurf, in seinen glücklichen Umständen den wahren Freund so schnöde behandelt zu haben. Er gelobte Anselm, seinem freundschaftlichen Rathe zu folgen, und ein anderer Mensch zu werden. Mit dankbarer Rührung nahm er von dem edlen Jugendfreunde Abschied. In der angewiesenen Stadt angekommen, fand er wirklich Beschäftigung durch Abschreiben, und es gelang ihm nach und nach sich an ein geregeltes Arbeiten zu gewöhnen. Jetzt sah er ein, was für ein glücklicher Mensch er durch die vergeudeten Summen hätte werden können, wenn er diese anstatt zum Spiele und andern Vergnügungen auf die Ausbildung seines Geistes

verwandt hätte. Doch die Reue kam zu spät, mühsam fristete er sein Leben mit dem peinigenden Vorwurf im Herzen, den Zweck des Lebens verfehlt und und die größte Schuld an der Eltern Tod zu haben. Sein Körper, in welchem früher die ungezügelten Leidenschaften getobt hatten, war jetzt zerrüttet, und wankte dem Grabe zu. Wie oft bedauerte er, jene in der Schule erlernten Verse nicht beachtet zu haben!

Die Gunst des Glückes bringt Gefahren;
O lehr uns durch Bescheidenheit,
Vor seinem Mißbrauch uns bewahren,
Vor Uebermuth und Ueppigkeit;
Daß jeder deinem Rufe treu
Nie unwerth seines Glückes sey.
Des hohen Werthes deiner Gaben
Und ihres Zweckes eingedenk,
Beweise Jeder, was wir haben,
Sey nicht verdient, sey dein Geschenk,
Sey ein Geschenk nur für die Zeit,
Und nicht für eine Ewigkeit!

Die schönen Abende.

Wenn der holde Frühling die Wiesen mit frischem Grün überzogen, mit Blumen geschmückt, und die Bäume mit Laub bedeckt hatte, begann für die Kinder des Fleckens Lindenthal eine wahre Festzeit. Die

Bewohner dieses Ortes waren fleißige, redliche und wohlgesittete Leute, und hielten ihre Kinder zu gleichen Tugenden an. Dabei sahen sie es gerne, wenn die Kinder ein recht frisches und frohes Leben zeigten, und durch anständige Spiele in den Abendstunden sich ergötzten. Wenn diese des Tages über in der Schule und zu Hause fleißig gewesen waren, so rief die Feierstunde sie auf dem allgemeinen Spielplatze zusammen. Dort herrschte jugendliche Fröhlichkeit, die nicht im mindesten durch Zank oder Streit von Seite der Knaben unterbrochen wurde, da die ältern unter ihnen genau auf Zucht und Ordnung sahen. Entweder stellten sich die Knaben in zwei Theile getheilt, als feindliche Schlachtheere gegeneinander, wovon eines das andere durch List oder stürmische Gewalt zu besiegen suchte, ohne sich jedoch bei einem solchen Kampfe grobe Ausfälle zu Schulden kommen zu lassen; oder sie liefen in die Wette, oder sie schlugen Ball, oder trieben ein anderes den Körper stärkendes Spiel. Die Mädchen waren aufmerksame Zuschauerinnen der Knabenspiele und gaben dabei ihren Beifall oder Tadel zu erkennen. Sie sammelten Blumen zu Kränzen für die, welche sich in einem der Spiele ausgezeichnet hatten, während der, welcher sich ungeschickt dabei benommen hatte, tüchtig von ihnen ausgelacht wurde. Mit stolzen Blicken trat ein so bekränzter Sieger unter seinen Kameraden einher, dagegen der Verlachte beschämt sich in den Hin-

tergrund zog. Aber auch die Mädchen mußten zum allgemeinen Vergnügen beitragen, und entweder abwechselnd eine artige Geschichte erzählen, oder ein schönes Lied singen, welches dann die Knaben mitsangen. So herrschte dann die harmloseste Freude unter Lindenthals munterer Jugend. Unvergeßlich blieb auch den Erwachsenen die Erinnerung an die schön verlebte fröhliche Jugendzeit, und an die Stunden, wo sie Kränze als Siegeszeichen heimbrachten, oder in Gesellschaft der Gespielinnen Flur und Hain durchzogen, um Blumen zu sammeln, und Kränze für die siegreichen jungen Gespielen zu winden! Keine Erinnerung im vorgerückten Alter ist angenehmer und süßer, als die, fröhlich und unschuldsvoll verlebter Jugendzeit. Nicht umsonst belebt sich das Auge des Greises, wenn er von den Tagen seiner Jugend spricht; es ist die schönste Zeit des Lebens, darum, meine lieben Kinder, seyd fröhlich, sie kehrt nie wieder; benützet sie aber auch zur reichen Aussaat, damit ihr in spätern Jahren recht viel ärndten möget!

Seyd mir gegrüßt, der Jugend holde Tage!
Wo noch das Herz, von Gram und Sorge frei,
Aufjauchzt vor Lust mit jedem Herzensschlage,
Ganz unbesorgt, wie einst das Schicksal sey.
Und seyd ihr frohen Tage mir entschwunden,
Zeigt sich das Leben als ein trübes Bild,
Bleibt die Erinn'rung doch an jene Stunden,
Gefährtinn mir gar süß und mild! —

Belohnter Fleiß.

Gottfried, ein Hirtenknabe, saß betrübt und sinnend auf einer Anhöhe, und sah mit wehmüthigem Blicke nach der nicht weit entfernten Stadt, in der seine Eltern mächtige Gönner und viele Freunde zählten. Dahin gieng das Streben des vierzehnjährigen Knaben. Ihr werdet euch vielleicht wundern, liebe Leser, daß ein Hirtenknabe, der sich um wissenschaftliche Bildung wenig bekümmert, ein solches Verlangen in sich trug. Die Sache ist nicht schwer zu erklären. Der Kantor von Gottfrieds Orte, ein verständiger Mann, bemerkte frühe schon bei Gottfrieden die herrlichsten Anlagen, welche, wenn sie ihre gehörige Ausbildung erhielten, ihn zu einem höchst geschickten und ausgezeichneten Manne machen konnten. Doch diese Ausbildung ihm geben zu lassen, waren Gottfrieds Eltern, wiewohl es ihr einziger Wunsch war, nicht im Stande, weil sie große Mühe hatten, sich ihren Lebens-Unterhalt zu erwerben, ja sie konnten ihm nicht einmal die für den Unterricht des Kantors nöthigen Bücher schaffen, und Gottfried mußte dieselben theils entlehnen, theils erhielt er sie von dem Kantor geschenkt. Diese kümmerliche Lage hielt aber den fleißigen Gottfried nicht ab, den Unterricht des Kantors aufs fleißigste zu besuchen, und alles, was darin gelehrt wurde aufs

festeste sich eigen zu machen. Er hatte eine glückliche Fassungsgabe, ein sehr gutes Gedächtniß, und, was bei Erlernung einer jeden Sache höchst nothwendig ist, Ausdauer. Gottfried war des Kantors liebster Schüler, dem er die dringende Bitte, als Gottfried eine lateinische Grammatik erblickte, ihm in derselben Unterricht zu ertheilen, nicht abschlagen konnte. Zwar war vor der Zeit nicht abzusehen, wozu ihm dieser Unterricht nützen könne, da Gottfried nur wenig Hoffnung auf Unterstützung von seinem reichen Pathen rechnen konnte, weil dieser selbst nicht recht den Wissenschaften geneigt war. Doch ließ er den Muth nicht sinken, und wartete gierig auf den Glockenschlag, der ihn zum Kantor rief, wo die Regeln der lateinischen Sprache tüchtig durchgenommen wurden. Von einem trefflichen Gedächtniße unterstützt, hatte er bald dieselben dem Gedächtniße eingeprägt und lernte sie auch vermöge seines Talents ziemlich fertig anwenden. Gottfried rückte durch seinen Fleiß und seine ununterbrochene Aufmerksamkeit bald so weit vor, daß er eines höhern Unterrichts bedurfte, den ihm jedoch der Kantor, wie er aufrichtig gestand, nicht geben konnte; dazu war das Gymnasium bestimmt. Zu dieser Zeit ging Gottfrieds einzige Hoffnung zu Grabe, es wurde nämlich sein reicher Pathe plötzlich von einem Schlagfluße getroffen, und es schienen denn all sein Fleiß und seine Bemühungen vergebens. Traurig führte

Gottfried seine Kühe auf die Weide, welches Geschäft ihm seine Eltern übertragen hatten, und suchte auch dort sich wissenschaftlich zu beschäftigen. Entweder lernte er ganze Stellen aus einem lateinischen Uebersetzungsbuche auswendig, oder er beschäftigte sich mit dem Ausrechnen schwieriger Rechnungsaufgaben, welche zu lösen ihm bald nicht mehr schwer fiel. So saß er oft an einer Anhöhe in seinen Aufgaben versunken, und ließ die Heerde unbekümmert vor sich weiden. Als er einst emsig im Cornelius Nepos, einem leichtern lateinischen Classiker, den man den Anfängern zum Uebersetzen in die Hand gibt, las, ging ein sehr vornehm gekleideter Fremder an Gottfrieden vorüber. Mit Wohlgefallen bemerkte er den Hirtenknaben in eifrigem Lesen begriffen. Neugierig, was derselbe lese, näherte er sich ihm stille, und sah über den Rücken des Knaben in das Buch, welches Gottfried in der Hand hielt. Da erblickte er zu seinen größten Erstaunen in den Händen eines Hirtenknaben — einen lateinischen Classiker. Kannst du denn das übersetzen? fragte er hastig den über seine Anwesenheit verlegenen Gottfried. Dieser bejahte die Frage und begann zu übersetzen, und als er sich von seiner anfänglichen Befangenheit frei gemacht hatte, und durch das beifällige verwunderungsvolle Lächeln des Fremden beherzter wurde, wiederholte er eine Menge Stellen, die er auswendig gelernt hatte, mit einer solchen Betonung, daß man

aus derselben bemerken konnte, er verstehe auch den Sinn der gelernten Stellen. Der fremde Herr fand immer größeres Wohlgefallen an dem Knaben, und ließ sich mit ihm in ein langes Gespräch ein. Aus diesem erfuhr er die Armuth von Gottfrieds Eltern und dessen lebhaften Wunsch, sich dem Studium der Wissenschaften widmen zu können. — Gottfrieds treuherzige Schilderung seiner Lage, so wie seine unter so dürftigen Umständen erworbene Kenntnisse, machten ihn in den Augen des Fremden einer kräftigen Unterstützung würdig. Hör einmal, Kleiner, sagte er, du gefällst mir, und deßwegen will ich dich, weil es deine Eltern nicht vermögen, und ich gute Anlagen an dir bemerke, studiren lassen; du mußt aber mit demselben Eifer fortfahren, mit welchem du begonnen hast. Führe mich jetzt zu deinen Eltern, damit ich mit ihnen über diese Sache spreche. Wer vermöchte Gottfrieds freudiges Erstaunen, das sich auf seinem Gesichte malte, genügend zu schildern? Ihm schien es wie ein Traum, in welchem er von erfüllten Hoffnungen geträumt hatte. Bald aber überzeugte er sich, daß er Wahrheit erlebe; denn Graf von Ellern, dieß war der Fremde, unterredete sich mit seinen Eltern und versprach ihnen, für Gottfrieds wissenschaftliche Bildung gänzlich sorgen zu wollen. Die Ueberraschung der Eltern bei den Worten des Grafen war nicht minder groß, als die ihres Sohnes. Sie sahen den Grafen als einen Engel an, der

ihren und Gottfrieds heißen Wunsch zu erfüllen gekommen sey. Die unerwartete Freude benahm ihnen die Worte zu einer Danksagung, doch ihre Mienen sprachen das aus, was der Mund sagen wollte. Der Graf verlangte, daß Gottfried gleich mit ihm reise, da er ihn in der nächsten Stadt in das Gymnasium stellen wolle. Die Trennung von seinen Eltern fiel Gottfrieden allerdings schwer, doch wenn er bedachte, wie das zu seinem künftigen Glücke gereiche, und er nun der Freude und des Vergnügens, eine Studienanstalt besuchen zu können, theilhaftig geworden sey, vergaß er das Weh der Trennung, und fuhr von dem Segen seiner Eltern begleitet, an der Seite des Grafen, der ihn anständig hatte kleiden lassen, der Stadt zu. —

Dort angekommen stellte der Graf seinen Schützling dem Direktor des dortigen Gymnasiums mit dem Wunsche vor, den Knaben in die Anstalt aufzunehmen. Für die Unterrichtskosten, Bücher, kurz alles, was nöthig wäre, wolle er schon sorgen. Gottfried wurde geprüft, und der Aufnahme in eine seinem Alter angemessene Klasse würdig befunden. Nun reiste der Graf wieder ab, mit der Hoffnung, daß er bei seiner Rückkehr recht viel Gutes und Erfreuliches von Gottfried vernehmen werde. Es war auch wirklich des Knaben einziges Bestreben, seinem edlen Wohlthäter Ehre und Freude zu machen. Doch hatte er am Anfange seines Studiums, im Vergleich mit

seinen Mitschülern einen harten Stand. Diese hatten nähmlich den gründlichen Unterricht der Stadtschulen sowohl, als auch der ersten Klassen des Gymnasiums genossen, und mußten nothwendig Gottfrieden, der auf seinem Dorfe keinen so gründlichen Unterricht erhalten hatte, weit voranstehn. Es kostete dem Letztern daher viele Anstrengung, mit ihnen fortzukommen, doch bald brachte es Gottfried durch seine Talente und seinen unermüdeten Fleiß dahin, daß sein Lehrer gestehen mußte, noch nie einen solchen Schüler gehabt zu haben, der in so kurzer Zeit so erstaunliche Fortschritte und ausgezeichneten Fortgang gemacht habe. Bald nahm Gottfried, dessen höchste Lust es war, mit jedem Tage sich mehr Kenntnisse zu erwerben, den ersten Platz unter seinen Mitschülern, welche selbst gestehen mußten, daß keiner unter ihnen denselben mehr verdiene, als Gottfried. Durch seine Freundlichkeit, Gefälligkeit und anmuthiges Aeußere gewann er die Herzen aller, so wie er durch seine Talente, seinen ausgezeichneten Fleiß und raschen Fortschritte von jedem geachtet wurde. Gottfried hatte die Freude, daß sein Wohlthäter bei seiner Rückreise die besten Zeugnisse von dem Lehrer über ihn vernahm, und er ihn mit Freudenthränen umarmte, mit dem Wunsche, daß er so fortfahren möge. Gottfried versprach es dem Grafen aufs heiligste, und hielt auch Wort. Von Klasse zu Klasse behauptete er nach seinen Kenntnissen und Wohlverhalten den

ersten Platz bis zu der obersten, von wo aus er auf die Universität abging. Der Graf hatte Gottfrieden jede Gelegenheit benützen lassen, die sich darbot, entweder in Sprach= oder Sachgegenständen sich Kenntnisse zu sammeln, und da dieser alles, was ihn geschickter machen konnte, mit Liebe und Ernst umfaßte, so bezog er mit den besten Zeugnissen und mit gründlichen Kenntnissen in alten und neuen Sprachen, so wie auch der wissenswürdigsten Sachgegenständen ausgerüstet, eine Universität. Der Graf ließ ihm freie Hand über die Wahl seines künftigen Standes, und Gottfried wählte den geistlichen Stand. Dazu fühlte sich sein stilles und frommes Gemüth hingezogen. Gottfrieds Eltern vergossen Thränen der Freude, als sie die Standeswahl ihres Sohnes erfuhren. Wie dankten sie dem Allgütigen, daß Er alles so gut geleitet, den edlen Wohlthäter gesandt und ihren Gottfried so brav erhalten habe, der nun zur Freude und Trost ihres Alters zu einer so ehrenvollen Laufbahn sich vorbereitete. Gottfrieds Fleiß und Eifer ließ auch in dem freieren Leben der Hochschule nicht nach, sondern verstärkte sich mit jedem Tage, je mehr er in den Wissenschaften vordrang. Schnell gingen die Jahre der Vorbereitung vorüber, und es rückte die Zeit heran, wo Gottfried von dem erworbenen Wissen Rechenschaft ablegen sollte. Es gibt gar Viele, welche sich auf jene Zeit fürchten, und sie noch so fern als möglich wünschen, aber von der Art

war Gottfried nicht, welcher sich freute, den Prüfenden Beweise seines Fleißes und seiner Anstrengung geben zu können. Mit freudigem Bewußtseyn, die Jugendzeit gut angewandt zu haben, unterzog er sich der Prüfung, in welcher er die beste Note erhielt, und die Achtung aller der Männer, die ihn geprüft hatten, sich erwarb. Bald wurde Gottfrieden ein Amt, welches ihn reichlich nährte, zu Theil. Gottfried war jetzt im Stande, seinen geliebten Eltern die Tage ihres Alters zu erheitern, und ihnen, nach langen mühseligen Tagen die so nothwendige Ruhe zu verschaffen. Welche Seligkeit für ein gutes Kind! Nicht minder sorgte er für das Wohl seines ersten Lehrers, des Kantors, durch den er die Bahn der Wissenschaften betreten hatte. Dessen ältesten Knaben, der viel Talent zeigte, ließ er auf seine Kosten studieren, und auch die andern Kinder hatten eine kräftige Stütze an ihm. Gottfried stieg von einer Stufe zur andern, und gelangte zu einer der höchsten geistlichen Würden. Der edle Graf freute sich inniglich an dem Glücke und dem Wohle seines Schützlings, und segnete die Stunde, wo er den Hirtenknaben gefunden, und an ihm einen so berühmten, der Menschheit nützlichen Mann, hatte erziehen lassen. Gottfried dagegen schloß jeden Tag den edlen Mann in sein Morgen- und Abendgebet ein, dessen Hilfe er sein ganzes Glück und Ansehen verdankte.

Aber nicht allein des Grafen großherzige Unterstützung, sondern Gottfrieds eigenes, ernstes Streben waren der Weg, auf welchem der Hirtenknabe ein so schönes Ziel erreichte.

Gottvertrauen.

Durchzüge von wilden Kriegshorden, Hagelschlag und mannigfaches Unglück hatten den Pächter Gullmann mit seiner Familie fast an den Bettelstab gebracht. Alle Bemühungen, sich wieder aufzuhelfen, waren vergebens. Hartherzige Gläubiger trieben ihn mit seiner ganzen Familie aus dem Hause, und gaben ihm die Weisung, wo anders sein Fortkommen zu suchen. Höchst traurig war die Lage dieser unglücklichen Familie, die ohne Hilfe, hinaus gestossen in die Welt, einer traurigen Zukunft entgegen sah. Gullmann war genöthiget, das heimathliche Dorf mit Weib und Kindern zu verlassen, und in einem fremden Lande bessere Menschen zu suchen. Sie konnten sich allerdings der Thränen nicht enthalten, als sie der väterlichen Hütte, an welche sie so viel liebliche Erinnerungen banden, den Rücken zukehren, und wie Vertriebene den heimathlichen Gefilden ein Lebewohl sagen mußten. Vater Gullmann ließ jedoch in seiner hilflosen und bedaurungswürdigen Lage den

Glauben an die Liebe des Allwaltenden nicht sinken, und suchte dieses Zutrauen zu Gottes Vorsorge und weisem Rathschluße seinem Weibe und seinen Kindern, die äußerst niedergeschlagenen Gemüthes waren, so viel er konnte, einzuflößen. Seyd nicht so traurig, sprach er mit beherzter Stimme, habt Vertrauen zu dem, der uns jetzt zwar harte Wege führt, doch am besten weiß, wozu sie uns nütze sind. Er will uns prüfen, ob wir auch im Unglücke uns als wahre Christen zeigten, die den Herrn nicht verließen. Verzaget nicht, wir haben zwei mächtige Freunde um uns, ein gutes Gewissen, und Lust und Kraft zur Arbeit, die werden uns kräftig stärken in aller Trübsal. Es gelang ihm, sein Weib zu trösten, und auch die Kinder fühlten sich durch des Vaters herzliche Rede gestärkt. Nur Martin, der älteste seiner Söhne, wollte sich nicht trösten lassen; ihm kam sein Schicksal als das härteste vor; unglücklicher konnte nach seiner Meinung Niemand mehr unter der Sonne seyn. „Vater," sprach er, „du bered'st mich nimmermehr, zu glauben, daß wir noch nicht den höchsten Grad des Ungemachs erlebt haben. Müssen wir nicht unsere Geburtsstätte verlassen, und in der peinigenden Ungewißheit leben, auch vielleicht in jenem Lande, wo dir ein alter Freund Arbeit versprach, keine zu finden, und dann ganz hilflos in der Fremde dazustehen, und neuerdings den Wanderstab ergreifen zu müssen? Wie leicht wird Eines unter uns auf dem

Marsche krank; was sollen wir dann thun? O Gott, wie unglücklich sind wir! Du mußt uns nicht lieb haben, weil du uns so züchtigest!" Damit brach er in lautes Schluchzen aus, und machte durch seine Worte und sein Betragen das Herz der Seinigen gar schwer. Martin, hub der Vater ernst an, du versündigest dich gegen deinen Gott, wenn du so wenig Vertrauen zu ihm hast und glaubst, er habe aufgehört, dich zu lieben. Weißt du nicht den weisen Spruch: „Die der Herr lieb hat, die züchtiget er." Pfui, Martin, wer wird sich so muthlos zeigen, und sich und andern durch Klagen das Herz schwer machen? Es kann, wenn der Herr will, die nächste Stunde uns glücklicher machen, als wir je gehofft haben. Martin hielt mit seinen Klagen inne, war aber noch nicht, wie sein Vater, von dem lebendigen Glauben an Gottes Hilfe und Rettung beseelt. Die Wanderer hatten nicht lange darauf ein ansehnliches Dorf erreicht, und gedachten dort einige Stunden zu rasten. Als Gullmann in die Wirthsstube trat, kam ihm mit dem Ausrufe: Ei, wie kommt Ihr daher, Freund Gullmann, ein junger hübsch gekleideter Mann, der Sohn einer seiner alten Bekannten entgegen. Ihr kommt wahrhaftig wie gerufen! Mein Vater wollte mich zu Euch schicken, um Euch zu fragen, ob Ihr, wenn Euer Pacht aus wäre, Aufseher über seine Oekonomiegüter werden wolltet, weil er Euch als einen treuen und der Sache gar kundigen Mann kennt?

Gullmann hob dankend einen Blick zu Gott empor, dann warf er einen fragenden auf Martin, der ihn verstand und beschämt sein Auge niederschlug. Erfreut ging Vater Gullmann mit dem Jünglinge zu dessen Vater, der den Angekommenen mit großer Freundlichkeit aufnahm, mit der regsten Theilnahme sein hartes Geschick erzählen hörte, und demselben ein Ende zu machen beschloß. Wollt Ihr nun bei mir bleiben, lieber Freund? war die rasche Frage an ihn. Natürlich bejahte Gullmann dieselbe aus vollem Herzen. Und nun war für ihn und seine Familie gesorgt. — Der Herr hatte den Gläubigen nicht verlassen, sondern ihm unversehens einen guten Freund geschickt. Gar wunderbar sind oft die Wege, die uns der Herr führt! Martin, beschämt durch seine Muthlosigkeit und weniges Vertrauen, hatte nun offenbar gesehen, daß der Herr mit den Seinen sey, und zweifelte nie mehr an Gottes Hilfe. — Wie wahr gesagt fand Martin die schönen Verse:

Was ist des Frommen längstes Leiden?
Ein kurzer schwerer Traum; — wie oft
Erquicket ihn dafür mit Freuden
Sein Gott; er hilft ihm unverhofft,
Und strömet Heiterkeit und Ruh'
Dem kummervollen Herzen zu.
Zwar Fleisch und Blut pflegts oft zu grauen;
Es hält das Kreuz für überschwer;
Die aber auf zum Himmel schauen,
Die fürchten sich davor nicht mehr.
Wenn unser Geist nur willig ist,
So hilft der Sieger Jesus Christ. —

Wer hat mehr des Herrn Gebot erfüllt?

Franz und Paul, die Söhne zweier Nachbarn, wurden von ihren Eltern auf das nächste Dorf in die Kirche geschickt. Es war ein äußerst kalter Wintertag, und beide Knaben beschleunigten, obgleich in warme Kleider gehüllt, ihre Schritte. Ungefähr auf der Mitte des Weges begegnete ihnen ein ganz ärmlich gekleideter Handwerksbursche, der sie, von Frost geschüttelt, zitternd um ein Almosen ansprach, und sich nach dem kürzesten Wege ins nächste Dorf erkundigte, betheuernd, daß er vor Kälte fast nicht weiter kommen könne. Franz fertigte den Bittenden in barschen Worten ab: er habe jetzt keine Zeit, ihm den Weg zu zeigen, indem er in die Kirche gehen müsse, er solle nur schnell auf der Landstrasse fortgehen, dann würde er sich warm laufen und sicher in das Dorf kommen. Damit ging er weiter. Paul aber hatte herzliches Mitleiden mit dem armen Menschen, und fürchtete sehr, dieser möchte in seiner ärmlichen Kleidung bei der strengen Kälte, wenn er den weitern Weg auf der Landstraße zu machen hätte, erfrieren. Schnell entschloß er sich, mit dem Armen den nächsten Weg selbst in sein Dorf zurückzugehen, und für diesesmal den Gottesdienst zu versäumen. Er führte den Reisenden freundlich in sein heimathliches Dorf und zu seinen Eltern. Daselbst wurde er

gütig aufgenommen, gespeist und mit den entbehrlichsten Kleidungsstücken versehen, um sich gegen Kälte schützen zu können. Der Dank des Geretteten war gränzenlos, unter heißen Segenswünschen verließ er den braven Paul und dessen wohlthätige Eltern, und mit der herzlichen Bitte zu Gott, daß er diesen edlen Menschen vergelten möge, was sie in seiner hilflosen Lage an ihm gethan hätten.

Franz war in die Kirche gegangen, und hatte die Predigt gehört, sein Herz blieb aber so gefühllos, wie zuvor, und gedachte nicht mehr des armen abgewiesenen Menschen. Paul hatte die Kirche versäumt, war aber christlicher gesinnt gewesen, als der fromm scheinende Franz, denn er hatte ja des Heilands Worte wohl beachtet: „Was ihr Einem meiner Brüder thut, das habt ihr mir gethan.“ Lebendig lebte in seiner Seele noch der Vers:

Menschenfreund! nach deinem Bilde
Bilde sich mein ganzer Sinn,
Deine Sanftmuth, deine Milde
Neig' auch mich zur Liebe hin.
Unwerth wär ich, dich zu kennen,
Liebt' ich meine Brüder nicht.
Unwerth, mich nach dir zu nennen,
Ehrt' ich nicht der Liebe Pflicht.

Wahrheitsliebe.

Ernestine wurde von einigen ihrer Freundinnen besucht. Da es ein schöner Sommernachmittag war, beschloßen sie, sich in dem großen Garten zu vergnügen. Ehe sie in denselben gingen, ermahnte die Mutter Ernestinen, ja nicht den Blumen, welche der Vater mit großer Mühe herangezogen hatte, Schaden zuzufügen. Die Mädchen versprachen, genaue Obhut darauf zu haben, und eilten voller Jubel dem Garten zu. Zuerst sprangen sie lustig im Garten umher, und eine suchte die andere zu haschen, bald aber waren sie dieses Spiels müde, und Ernestine brachte das Ballspiel in Vorschlag. Es ward allgemein angenommen. Doch nun mußte auch für dieses Spiel ein schicklicher Platz ausgemittelt werden. Dieser fand sich bald, es war ein langer Bogengang, ganz tauglich für das Ballspiel, aber da standen des Vaters Blumen, die nicht beschädigt werden durften. Ernestinens Freundinnen trugen daher Bedenken, an diesem Orte das Spiel zu beginnen, doch diese suchte ihnen die Besorgnisse auszureden, indem man sich ja hüten könne, in die Nähe der Blumen zu kommen, zudem gebe es im ganzen Garten keinen so bequemen Platz. Die Mädchen willigten endlich ein, und das Spiel begann. Eine Weile ging es ganz gut, bald verloren die Mädchen in der Lust

des Spielens alle Besorgniß, und Ernestine wollte einmal einen rechten Wurf thun, schleuderte aus allen Kräften den Ball von sich, und dieser flog schräg den Blumenstöcken zu, und zerknickte durch seinen Fall die Lieblingsblumen des Vaters. Groß war Ernestinens Schrecken, als sie die Folge ihrer Unvorsichtigkeit gewahrte. Die Angst über die Folgen ihrer unbedachtsamen Handlung preßte ihr Thränen aus. Auch die andern waren über diesen Unfall höchst bestürzt, und bedauerten im Stillen, Ernestinen nachgegeben zu haben. Das böse Bewußtseyn trieb Ernestinen bald aus dem Garten. Die beklommenen Freundinnen nahmen auch nicht lange darauf Abschied von Ernestinen und diese war nun allein dem Verdruße ausgesetzt. Sollte sie jetzt gleich der Mutter das Vorgefallene gestehen, oder warten, bis die Mutter die beschädigte Blume entdecken würde? Ein lügenhaftes Mädchen hätte sicher das Letztere gewählt, würde die Abwesenheit der Freundinnen benützt, und, um sich der Strafe zu entziehen, die Schuld auf eine derselben geschoben haben. Aber Ernestine war von Jugend auf an strenge Wahrheitsliebe gewöhnt, und von ihnen angehalten, diese zu gestehen, wenn das Geständniß auch unangenehme Folgen für sie nach sich zöge. Deßwegen besann sich Ernestine nicht lange, den harten Gang zu thun, und der Mutter die Wahrheit zu gestehen. Sie fand diese im Garten, wie sie eben die beschädigte Blume

in der Hand hielt, und zürnend ihre Tochter herankommen sah. Was ist hier vorgefallen, Ernestine? war die Anrede, ich will nicht hoffen, daß Du die Blumen beschädigt hast, da ich dir es so ernstlich untersagt habe; wahrscheinlich ist es die leichtfertige Emma gewesen, die diesen Streich gespielt hat. Was wird der Vater sagen, wenn er seine Lieblingsblume so zugerichtet sieht? Man darf euch wahrhaftig keine Freude zugestehen, denn ihr wißt euch nicht zu benehmen. Ernestine stand schuldbewußt vor der strengen und zürnenden Mutter. Sollte sie gestehen? die Mutter hatte ja nicht sie, sondern die entfernte Emma im Verdacht. Die Wahrheitsliebe jedoch siegte. Mutter, liebe Mutter, sprach Ernestine mit flehender Stimme, sey nicht böse, nicht Emma, sondern ich habe die Blume beim Ballspielen zerknickt. Wie, du hast's gethan, das hätte ich nicht von dir erwartet, das heißt recht ungehorsam und unbedächtig gehandelt, sprach die entrüstete Mutter. Ich würde dich, fuhr sie sanfter werdend fort, nachdrücklich dafür züchtigen, wenn nicht das freimüthige Geständniß deiner Schuld die Strafe milderte, daher mag es für diesesmal mit einer bloßen Verweisung abgehen. Rede immer die Wahrheit, auch da, wo du stark gefehlt hast, Wahrheit mindert die Schuld, und hält das Herz rein. Ernestine fühlte auch, daß, obgleich ihr der Mutter strenger Tadel wehe that, es doch besser gewesen sey, den Fehler gestanden, als hartnäckig

geläugnet, und andere in Unannehmlichkeiten gebracht zu haben. Sie war bemüht, ihr ganzes Leben hindurch der Wahrheit treu zu bleiben, und erfreute sich deßhalb der Liebe, Achtung und des Zutrauens aller derer, die sie umgaben.

Dankbarkeit.

In Lumpen gehüllt stand einst vor dem Hause des wohlhabenden Pächters Rollner ein armes, von Gram und Elend abgezehrtes Weib mit ihrem zehnjährigen Sohne, den Pächter mit schwacher Stimme um Aufnahme anflehend, da sie vor Ermüdung und Hunger nicht weiter zu gehen vermöchten. Rollner war ein menschenfreundlicher Mann, der in seinem Wohlstande der Armen nicht vergaß, sondern gerne ihrer Noth steuerte, und den Segen der Geretteten erwarb. Auch diesesmal war sein Herz tief von Mitleid bewegt, als er das arme, kranke Weib mit ihrem Kinde vor sich stehen sah. „Kommt nur herein, arme Frau,“ sprach er mit freundlicher Miene, ihr sollt Obdach bei mir finden, mögt wohl weit herkommen? Ach, lieber Herr, sprach das von Rollners gütiger Aufnahme gerührte Weib, ich komme von N**, wo mein Mann Feldwebel war, vor einem Jahre aber gestorben ist, und will mich jetzt zu einer Muhme

nach L. begeben, wohin ich aber noch drei Tagreisen zu machen habe. Wir haben bisher viel ausgestanden auf dem Marsche, Hunger und bittere Noth waren unsere täglichen Begleiter. Pächter Rollner ließ ihnen eine kräftige Suppe bereiten, und freute sich an dem Appetite des Knaben, der mit hastiger Begier die langersehnte nahrhafte Speise verzehrte, seine Mutter jedoch aß wenig, ihr müder Körper, und der durch ihr Elend niedergebeugte Geist verlangte sehnlichst nach Ruhe. Man brachte beide in ein gutes Bett, welche Wohlthat sie seit langer Zeit nicht genossen hatten. Es war eine der letzten, die man dem armen Weibe erwies, denn um Mitternacht ward der Pächter geweckt, und zu der alten Frau, die nach ihm sehnlichst verlangte, gerufen. Er traf sie dem Tode nahe an. Mit großer Anstrengung suchte sie sich bei dem Eintritte des Pächters aus dem Bette aufzurichten, dann faßte sie seine Hand, und flehte ihn mit schwacher Stimme an, ihr die letzte Bitte in diesem Leben nicht zu versagen: sich des verlassenen Waisen zu erbarmen, und ihm ein Unterkommen in seinem Hause zu vergönnen. Der verlassene Knabe, flehte sie, hat sonst Niemand mehr auf der Erde, der sich, wenn ich todt bin, seiner annimmt. Ach lieber, gütiger Herr! habt Mitleid mit meinem Sohne, werdet dessen Vater, damit ich ruhig die müden Augen schließen könne. Es ist ein gutes Kind, und ich habe ihn, so viel es in meinen Kräften stand,

zu Gott geleitet und sein Herz rein erhalten. Rollner besann sich einige Minuten, dann drückte er der Sterbenden Hand, und versprach ihr, für den Knaben, wie für sein Kind zu sorgen, ihn sorgsam zu erziehen, und ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus ihm zu machen. Bei Rollners Rede überzog das bleiche Antlitz der Sterbenden noch ein Strahl der Freude; wußte ja die Mutter das theure Kind gesichert! Dankbar faltete sie die Hände, und sandte einen frohen Blick zum Allerbarmer auf, dann legte sie segnend ihre Hände auf ihren Sohn Ewald, sank zurück und schlief ein, um für ein beßeres Leben zu erwachen. Der Knabe warf sich unter herzzerreißendem Weheklagen auf die Leiche der theuren Mutter, und wollte sich von derselben nicht wegbringen lassen; man mußte ihn mit Gewalt von ihr entfernen. Auf Rollners Kosten ward die Verstorbene anständig beerdigt. Nach dem Begräbnisse stellte der Pächter den Knaben seinen zwei Söhnen als ihren Bruder vor, weil er denselben an Kindesstatt angenommen habe. Nicht gar freundlich wurde er von Rollners Söhnen als Bruder anerkannt, denn obschon sie aus Scheu vor dem Vater ihren Unwillen über den hergelaufenen Purschen, wie sie ihn nannten, nicht laut zu gestehen wagten, so verabredeten sie es in der Stille mit einander, Ewalden fühlen zu lassen, daß er durch ihre und des Vaters Gnade in dem Hause weile. Rollner hielt Ewalden, der einen

hellen Kopf besaß, einen Lehrer, und behandelte ihn wie sein eigenes Kind. Dafür war auch Ewald seinem Wohlthäter dankbar. Er verwandte kein Auge von demselben, und suchte ihm bei jeder Gelegenheit zu zeigen, wie er ihn verehre und liebe. Sein Betragen war äußerst lobenswürdig; selbst die durch des Vaters Güte verwöhnten unartigen Söhne konnten keine Klage gegen den stillen, fleißigen und bescheidenen Ewald auffinden. Sein Lehrer war mit ihm sehr zufrieden, und versicherte dem über das Lob Ewalds herzlich erfreuten Pächter, daß aus dem Knaben einst ein sehr tauglicher Mann werden würde. Ewald, gesund an Leib und Seele, wuchs zu einem stattlichen Jünglinge heran, und ging seinem Pflegevater, der ihn die Landwirthschaft lehrte, treulich zur Seite. Er faßte auch das Schwerste leicht an, und führte es gemäß seiner Ausdauer beharrlich und glücklich durch. Auf den Jüngling konnte sich Vater Rollner verlassen, und deßwegen schenkte er ihm seine volle Liebe. Mit seinen eigenen Kindern war der Pächter nicht so glücklich. Er hatte in ihrer Jugend zu sehr in sie, wie man sagt, hineingesehen, und war zu nachsichtig gegen ihre aufkeimenden Fehler gewesen. Jetzt, da beide in einem Alter standen, Gottlieb der Aeltere war 15, und Heinrich der Jüngere 13 Jahre alt, wo es immer schwerer hält, sie zu unterdrücken, sah er freilich den begangenen Fehler ein, bedauerte es im Stillen, gab aber doch die Hoffnung

nicht auf, daß seine Söhne sich noch bessern würden, daß der Aeltere sein barsches, eigensinniges Wesen, der Jüngere aber seinen Leichtsinn und Hang zu Vergnügungen verlieren werde. Gottlieb wollte bei seinem Vater die Landwirthschaft lernen, Heinrich aber, der Talente besaß, wollte sich dem Studium der Wissenschaften widmen. Nachdem der Letztere frühe schon Unterricht in denjenigen Gegenständen, welche bei der Aufnahme in eine Studienanstalt erforderlich waren, zu Hause erhalten hatte, trat er in seinem vierzehnten Jahre in das Gymnasium der nicht weit von seinem Wohnorte entfernten Stadt. In der ersten Zeit ging es ziemlich gut mit Heinrichen, er machte nicht unbedeutende Fortschritte und da er mit einer äußerst angenehmen Außenseite auch ein anständiges Betragen verband, so waren ihm die Lehrer nicht abhold. Doch nicht lange währte diese Gewogenheit; da Heinrich nur zu bald Beweise von Leichtsinn und Leichtfertigkeit gab. Er neckte seine Mitschüler, suchte sie unverdient in Verlegenheit zu setzen, ließ sich öftere Rüge wegen nachläßig gefertigten Arbeiten oder gänzlicher Vernachläßigung derselben zu Schulden kommen u. s. w., kurz, sein alter Leichsinn erwachte, und führte große Unzufriedenheit von Seite seiner Lehrer herbei. Daher kamen später an Vater Rollner unangenehme Nachrichten, die Lehrer beklagten sich nachdrücklich über Heinrichs großen Leichtsinn, und eröffneten ihm, daß, wenn

sein Sohn nicht in kurzer Zeit merkliche Besserung zeige, sie ihn aus der Anstalt entlassen müßten, da er durch Faulheit und Leichtsinn nicht nur sich allein, sondern auch andern durch sein Beispiel schade.

Denkt euch, liebe Leser, den Schmerz des Vaters, als er diese Nachricht von seinem Sohne vernahm, um so mehr, da er sich nicht ganz von dem Vorwurfe, sein Kind verzärtelt zu haben, frei sprechen konnte. Dazu kam noch, daß auch sein älterer Sohn Gottlieb ihm vielen Verdruß machte. Dieser hatte ein verschlossenes Gemüth, und war eigensinnig bis zum höchsten Grade. Auch sah man ihn mehr in der Schenke, unter gleichgesinnten Kameraden, als zu Hause bei den Arbeiten, die dem Landwirthe zustehen. Sanfte und ernste Ermahnungen des Vaters halfen bei dem störrischen und eigensinnigen Sohne wenig oder gar nichts. Seine Söhne machten ihm viel Herzeleid, und er sah jetzt ein, daß er sie in der Jugend hätte strenger behandeln, und die Fehler in ihrem Keime ersticken sollen. Doch die Reue war zu spät. Heinrich, obgleich er durch einen rührenden Brief seines Vaters ermahnt, von seinem Leichtsinn abzulassen, und ein guter, Gott und seinem Vater wohlgefälliger Sohn zu werden, besserte sich nicht, sondern in eine Gesellschaft leichtsinniger Jungen gerathen, übertrat er in vieler Hinsicht die Gesetze des Gymnasiums, und erhielt seine Entlassung, welche ihm jedoch wenig Kummer verursachte, denn er kam

in seinem Leichtsinn ganz fröhlich ins Vaterhaus zurück, und meinte, jetzt könne er erst fröhlich seyn, da er des lästigen Schulzwanges los sey. Wie sehr dieser Beweis des schrecklichen Leichtsinns seines Sohnes den Vater niederbeugte, könnt ihr euch, liebe Leser, nicht genug vorstellen. Ein neuer Schmerz erwartete den unglücklichen Vater. Gottlieb hatte sich, durch schlechte Genossen verleitet, dem Trunke ergeben, und sich einst so tüchtig berauscht, daß er, es war Nacht, von der Brücke aus, in einen tiefen Bach fiel, und ertrank. Den andern Tag brachte man den gräßlich entstellten Leichnam des Ertrunkenen in des Pächters Haus. Nichts von den herzzerschneidenden Klagen des Vaters! Ewald, den wir einige Zeit aus den Augen gelassen haben, war der einzige Trost und Stütze desselben. Er war zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsen, und hatte sich durch seinen Fleiß und sein ernstes Bestreben schon viele Kenntnisse erworben, und konnte Vater Rollnern jetzt gar gut zur Hand gehen, und ihm in seinem Geschäfte manche Erleichterung verschaffen. Sein Betragen gegen seinen Pflegevater, war das eines dankbaren, liebevollen Sohnes, er suchte dessen leiseste Wünsche aus den Augen zu lesen, und keine Freude schien ihm größer, als wenn er ihn von dem glücklichen Ausgang eines ihm übertragenen Geschäftes benachrichtigen konnte, war es ja doch, so dachte der brave Ewald, zum Besten meines ersten und einzigen Wohlthäters gelungen!

Gegen Gottlieb und Heinrich war er zuvorkommend, und obgleich sie durch ihr stolzes, herrisches Wesen ihm vielfache Kränkung bereiteten, so sah er in ihnen nur die Söhne seines Wohlthäters, seines zweiten Vaters, um dessentwillen er noch mehr getragen haben würde, und jeder Gedanke an eine Klage gegen die bösen Brüder bei dem Vater verschwand aus seiner Seele. Gar oft redete er beiden das Wort bei dem Vater, wenn dieser aufgebracht über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, die er sich von seinen Söhnen gemacht hatte, sie verstoßen wollte. Er nahm den innigsten Antheil an dem Schmerz des Vaters, als man den ertrunkenen Sohn ihm vor die Füße legte, und bot alles auf, den lange anhaltenden Trübsinn seines Pflegvaters zu zerstreuen, während der leichtsinnige Heinrich den schrecklichen, unerwarteten Tod seines Bruders ganz leicht nahm, und denselben Tag noch mit einigen seiner Genossen eine Landparthie machte. Vergebens bemühte sich Rollner, Heinrich zur Thätigkeit zu gewöhnen, und ihm Lust zur Landwirthschaft zu machen, es nützten alle Bestrebungen nichts, Heinrich glaubte in seinem sträflichen Leichtsinne, so lange sein Vater Geld habe, dürfe er seine Jugendzeit recht genießen, deßwegen sey er wohlhabender Leute Kind, und er stand in der Meinung, er brauche überhaupt gar nicht den Kopf anzustrengen, weil er Hoffnung habe, seinen Vater zu beerben, und also gar wohl von diesem Erbe leben zu

können. Doch auch diese letzte Stütze sollte dem Leidsinnigen dahin sinken. Dem Pächter wurde einst der größte Theil seiner Capitalien heimbezahlt, so daß bedeutende Summen im Hause waren, dieß hatte eine Diebsbande ausspionirt, und schlich sich des Nachts in das Haus des Pächters, und raubte das in dem Kasten liegende baare Vermögen. Was Rollner durch Kenntnisse und Fleiß sich in langen Jahren erworben hatte, war in Einer Nacht dahin! Man konnte die Diebe nicht mehr erwischen. Jetzt, da Rollner seinen Sohn zur Beschränkung auffordern mußte, zeigte sich dieser erst in einer abscheulichen Gestalt, er behandelte seinen alternden Vater mit Vorwürfen, daß er das Geld nicht besser aufbewahrt habe, daß er ihn nichts besseres habe erlernen lassen, wollte doch immer Geld von ihm haben, und wenn er ihm nichts geben konnte, so tobte der wilde Mensch, und schlug durch sein unnatürliches Betragen dem alten Vater tiefe Wunden, der gar nicht fassen konnte, daß ein Sohn so mit dem Vater umgehe. Ewald schützte ihn oft gegen die Hitze der an Tollheit grenzenden Wuth des verwilderten Sohnes. Als der Vater nichts mehr zu geben hatte, ja Schulden auf das Gut gemacht hatte, ließ sich Heinrich anwerben und wurde Soldat. Heinrich zog, ohne Abschied von seinem Vater zu nehmen, vielleicht sah er ihn nie wieder, mit andern Rekruten fröhlich fort. Es grämte den Alten tief, doch bald gewann er wieder durch

Ewalds beispiellose kindliche Hochachtung und Dankbarkeit gegen ihn, mehr Lebensmuth. Ewald hatte die Tochter des wohlhabenden Schulzen liebgewonnen, und da er allgemein als einer der geschicktesten, ordentlichsten und fleißigsten Jünglinge geachtet wurde, so gab ihm der Schulze seine Tochter zum Weibe. Vater Rollner übergab seinem Pflegsohne die Pachtung, blieb aber bei ihm, bis an das Ende seines Lebens. Wie Ewald und sein Weib den Alten behandelten, so konnten die eigenen Kinder nicht um den Vater besorgt seyn. Durch Ewalds Fleiß und Geschicklichkeit kam bald Wohlhabenheit ins Haus, und er konnte nun seinem edlen Wohlthäter, der ihn als Waise so liebreich aufgenommen und erzogen hatte, doch in Einigem vergelten. Was nur den Alten erfreuen konnte, was zur Bequemlichkeit seines Alters diente, wurde von Ewald herbeigeschafft; in allem, was Letzterer in seinen Geschäften unternahm, fragte er den verständigen erfahrenen Mann um Rath, und was er gesagt hatte, das galt, und wurde ausgeführt. Als ihn eine bedeutende Krankheit mehrere Wochen auf das Lager hielt, wich Ewald nicht von seinem Bette, und ließ einen berühmten Arzt aus der Stadt kommen, um dem theuren Manne, wenn es Gottes Wille sey, das Leben zu retten. Ewalds Bitte zu Gott wurde erhört, und Rollner wurde gesund. Noch einige Jahre lebte der Alte im Kreise der Familie Ewalds recht vergnügt, und seufzte oft zu Gott, daß

er ihm das Glück nicht gegönnt, Ewalden sein leiblich Kind zu heißen. Obgleich Vater Rollner gute Tage genoß, so hatte der Schmerz über die mißrathenen Söhne zu sehr an seinem Lebenskeime genagt, er fing an zu kränkeln, und binnen einigen Monaten lag der Greis auf dem Sterbebette. Es war eine herzergreifende Scene, als Ewald, seine Gattin und seine drei Kinder um den Greis herum knieten, und dieser über sie den Segen aussprach, den sie sich durch innige Liebe und Sorge um ihn erworben hatten. Ewalden nannte er seinen theuren Sohn, der die Fülle alles Glücks verdiene, und gewiß auch erhalten werde. Vater! sprach nun Ewald, wenn Euer Heinrich einst wiederkehren sollte, darf ich Euern Segen ihm ertheilen? Einige Minuten schwieg der Greis, dann sagte er: ja, du darfst es, darfst ihn segnen! Gott, wenn er sein Leben geändert hat. Schwächer und immer schwächer wurde er nun, und endlich schloß er stille seine Augen zu. Alle weinten bitterlich an dem Lager des Hingeschiedenen, und Ewald wußte sich fast gar nicht in den Schmerz um ihn zu fassen. Er war ja sein größter Wohlthäter, sein zweiter Vater gewesen! Nach einigen Jahren kam Heinrich, von dem Ewald, seit seinem Abmarsche als Rekrut, nichts hatte vernehmen können, in sein Geburtsort zurück, aber in welchem Zustande! Zerlumpt, abgezehrt von mannigfachen Körperleiden, trat er in Ewalds Haus, in der Meinung, der Vater sey noch am Leben. Als

er aber den Tod desselben vernahm, und Ewalds häusliches Glück sah, fühlte er, wie er mit Füßen sein Glück von sich gestoßen habe. Der Segen, des Vaters, den ihm Ewald ankündete, machte großen Eindruck auf ihn. Er hatte als Soldat sich auch leichtsinniger Streiche schuldig gemacht, fiel von einer Strafe in die andere, und wurde, da er auch in diesem Stande sich nicht bessern wollte, fortgejagt. Weil er zu Hause keine Hilfe mehr erwarten konnte, beschloß er sein Glück in einem andern Welttheile zu versuchen, und ließ sich nach Amerika einschiffen. Dort fand er auch wirklich Beschäftigung bei einem Plantagebesitzer, war aber dort derselbe leichtsinnige Mensch, wie in Europa, er vernachläßigte die ihm aufgetragenen Geschäfte, brachte dadurch den Herrn in großen Schaden, und dieser, ein habsüchtiger harter Mann, ließ ihn in Fesseln legen, und so mußte Heinrich mehrere Jahre im Kerker schmachten, bis ihn sein Gebieter bei einer feierlichen Gelegenheit der Haft entließ. Nun erwachte in Heinrich die Sehnsucht zum Vaterlande, er suchte sich so viel Geld zur Reise dahin zu verdienen, und nachdem er es zusammen gebracht hatte, kehrte er nach Europa zurück. Der brave Ewald schlug Heinrichen vor, in seinem Hause zu bleiben, und sich nach dem Wunsche seines seligen Vaters der Landwirthschaft zu widmen. Heinrich war jetzt ernster durch mannigfaches Leiden geworden, nahm gerne Ewalds freundschaftliches Anerbieten an, und

fand auch in Folge der Zeit, was Ewald für ein edler Mensch war. Er betrug sich gegen Heinrich, wie gegen einen Bruder, und war mit seinen Fehlern, deren Ablegung ihm große Mühe kostete, höchst nachsichtig, bis es ihm endlich gelang, Heinrich von seinem Leichtsinne ganz zu heilen. Heinrich hatte sich bei Ewalds Anleitung genügende Kenntnisse in der Landwirthschaft erworben, und es war zu hoffen, daß er nun nicht mehr in seinen Leichtsinn zurückfallen würde. Da kaufte Ewald heimlich ein hübsches Häuschen, besorgte dessen Einrichtung, und führte Heinrich an seinem Geburtstage in dasselbe, mit dem Bemerken, daß der Vater vor seinem Hinscheiden die Summe dazu ihm in die Hand gegeben habe. Allein dieß war eine Nothlüge, welche nur Ewalds Bescheidenheit und Edelmuth hervorgerufen hatte. Heinrich war glücklich auf seinem eigenen Grund und Boden, nahm sich ein braves Weib, und wurde ein glücklicher Mann, welches Glück er dem dankbaren Ewald zu danken hatte.

Undank.

Herr Grünberg besaß ein sehr bedeutendes Vermögen, und verwandte dasselbe, als ein großer Menschenfreund, fast ganz zu mildthätigen Zwecken an. Unter andern unterstützte er vorzüglich einen vater- und mutterlosen Knaben, für dessen Erziehung er allein die Sorge übernahm. Moritz, so hieß der Knabe, versprach viel, er war gutwillig, hatte einen guten Kopf und zeigte ernsten Willen, etwas Tüchtiges zu lernen. Die Lehrer waren mit ihm sehr zufrieden, was seinem Wohlthäter große Freude machte. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre zeichnete sich Moritz vor vielen seiner Mitschüler durch Fortschritte, Fleiß und gutes Betragen aus, und gewann immer mehr dadurch die Liebe und das Zutrauen seines Wohlthäters, der den reifenden Jüngling mit Vergnügen betrachtete, und den Entschluß faßte, ihn, wenn er so fortfahre, an Sohnesstatt anzunehmen. Da ward aber, wie von einem bösen Geiste, Moritzens Wesen verändert. Er war in der Schule äußerst zerstreut, die Aufgaben wurden nachläßig geliefert; er versäumte mehrere Unterrichtsstunden, und betrug sich gegen seine Lehrer, wenn sie ihn wegen seiner Veränderung zur Rechenschaft zogen, grob und abstoßend. Im gerechten Erstaunen und Unwillen über Moritzens Veränderung,

theilten sie Herrn Grünberg dieselbe mit. Dieser betrübte sich ungemein über diese Nachricht, ließ Moritzen zu sich rufen, und hielt ihm ernstlich sein verändertes Betragen vor, und erklärte, daß, wenn Moritz sich nicht in kurzer Zeit bessere, er ganz und gar die Hand von ihm abziehen werde. Denn es gäbe andere Knaben, die seiner Wohlthaten würdiger wären. Herr Grünberg hatte sich strenge ausgedrückt, um Moritzen schnell von dem Irrwege abzuleiten. Aber er hatte sich in dem Charakter des jungen Menschen getäuscht. Anstatt daß Herrn Grünbergs ernstliche Sprache ihn hätte bewegen sollen, durch erneuerten Fleiß und gutes Benehmen sich die Gunst und Liebe seines Wohlthäters aufs Neue zu erwerben, zeigte er vielmehr Empfindlichkeit und ein barsches Wesen, als ob man ihn mit Unrecht gerügt hätte. Wie geschah es aber, werden meine Leser fragen, daß Moritz so schnell verändert wurde? die Frage ist leicht zu beantworten. Böse Gesellschaft war die Hauptursache. Es waren nämlich vor einiger Zeit zwei fremde Knaben auf die Schule gekommen, welche reiche Eltern hatten, und von diesen immer viel an Geld erhielten. Diese zwei jungen Leute machten sich an Moritzen, und suchten ihn in ihre Gesellschaft zu ziehen, weil er ein munterer Bursche war. Moritz fand sich auch geschmeichelt, von diesen den andern Mitschülern vorgezogen zu werden, er folgte öfters ihrer Einladung auf ihr Zimmer, wo dann getrun-

ken, und zur Unterhaltung gespielt wurde. Moritz fand diese Lebensart anfangs nicht in der Ordnung, gewöhnte sich endlich daran, und nannte sie zuletzt höchst angenehm, um so mehr, da die beiden Fremden Moritzen anfangs im Spiele gewinnen ließen. Das gewonnene Geld wurde von Moritzen, durch das Beispiel seiner neuen Freunde verleitet, zu Naschwerk verwandt, und er dadurch zu einem neuen Laster verführt. Die fremden Jünglinge waren eigensinnig, grob gegen die Dienstboten, und benahmen sich gegen die Lehrer höchst unehrerbietig. Dieses böse Beispiel wirkte höchst nachtheilig auf Moritzen ein, und führte ihn zu gleichen Fehlern hin. Daß aber Herr Grünberg den Umgang Moritzens mit den Fremden, denen man es bald ansah, weß Geistes Kinder sie waren, nicht sogleich erfuhr, daran war die List der jungen Leute schuld, die nur in ihrem Hause mit Moritzen Umgang pflogen, außer demselben aber fremd gegen ihn thaten. Moritz wurde ein Säufer und Spieler. Besonders zeigte er großen Hang zu dem letztern Laster, und da er späterhin bedeutend verlor, und nicht wußte, wo er das Geld herbringen sollte, so verwandte er das Geld, welches ihm Herr Grünberg unter die Armen austheilen ließ, dazu, von deren falschen Anwendung natürlich sein Wohlthäter nichts erfuhr. Als ihm dieser Vorwürfe über sein schlimmes Betragen gemacht hatte, befürchtete Moritz, er möchte auch seine Veruntreuungen, hin-

sichtlich der Armengelder entdecken, und beschloß mit den zwei Fremden, die, wegen ihres unsittlichen und unanständigen Benehmens, aus der Anstalt gewiesen wurden, sich zu entfernen, vorher aber seinen Wohlthäter zu — bestehlen. Er führte seinen Entschluß aus, nahm aus der Kasse desselben, die er unverschlossen fand, mehrere hundert Gulden in Gold heraus, und machte sich dann davon. Er wurde sogleich vermißt, Herr Grünberg entdeckte den Diebstahl, man eilte dem Diebe nach, holte ihn ein, und brachte ihn in das Strafhaus. Dort gestand er sein Verbrechen ein, und wurde auf einige Jahre in das Arbeitshaus gesperrt. So hatte Moritz sein eigenes Glück mit Füßen getreten, jetzt kam die Reue zu spät. Herr Grünberg bedauerte zwar den verführten Jüngling, fand ihn jedoch weiterer Unterstützung nicht mehr würdig. Deßwegen ließ sich Herr Grünberg nicht abschrecken, seinem Hange zur Wohlthätigkeit nachzugeben; ich habe mich hier getäuscht, sprach der edle Mann, vielleicht finde ich einen andern würdigern Menschen, der mich nicht mit Undank lohnt. So spricht der wahre Menschenfreund, so der Christ, und so möget ihr einst sprechen, liebe Leser, wenn euch Gott in den Stand gesetzt hat, Wohlthaten zu üben.

Morgenandacht bei aufgehender Sonne.

Kommt Kinder, sagte einst Vater Treudorf, ehe der Tag graute, wir wollen heute den Schöpfer in seiner Größe und Majestät sehen; wir besteigen den eine Stunde von der Stadt liegenden Berg, und schauen von da die wohlthätige, aus dem Wolkenmeere sich erhebende Sonne. Ach ja, lieber Vater! riefen die Kinder, und sprangen voll Freude über des Vaters Ankündigung von ihrem Lager auf. Vater Treudorf hatte drei Kinder: Gustav, Emil und Doris, die er herzlich liebte, und deren Bildung ihm sehr am Herzen lag. Vorzüglich wünschte er ihren Sinn für das Schöne und Große in der Natur zu entwickeln, und ihren Glauben an Gott und seine unendliche Weisheit, Macht und Güte fest zu begründen, weil er aus eigener Erfahrung wußte, welchen Eindruck dieß auf das Herz des Menschen mache, wie ruhig und unerschüttert dieser dann alle Leiden ertragen könne, wie treu er der Tugend bleibe, und daß ihn der Leichtsinn seiner Zeitgenossen in der Religion nie irre zu machen vermöge. Schnell waren die Kinder angekleidet, und nun gings frisch hinaus, in die freie Natur. Heilige Stille ruhte auf der noch von einem dunkeln Schleier umhüllten Natur. Sie waren zu dem Berge gelangt, hatten ihn rüstig er-

stiegen, und lagerten sich unter einen Baum. Von hier aus konnten sie die ganze Ebene mit Dörfern, Wäldern und Bächen durchschnitten, übersehen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hefteten die Kinder ihren unverwandten Blick an den Saum des Himmels, welcher etwas hell zu werden anfing, bald strahlte an demselben auf der Morgenseite das Purpurroth der Morgenröthe, der lieblichen Verkündigerinn der aufgehenden Sonne, die allein schon das Herz bezaubert; dann verbreitete sich ein sanfter Rosenschimmer über die Wolken, der in den hellsten Goldglanz überging. Mit Macht brachen die Strahlen hervor, und erhellten die ganze Gegend, die majestätische Sonne kam, stieg immer höher, und enthüllte die Gestalt der Erde, welche die Schatten der Nacht bedeckt hatten. Da erblickten sie Berge und Wälder, Städte, Dörfer und Felder und Flüsse, die sich über die Wiesen ergossen. Die kühle Morgenluft verwandelte sich allmählig in erquickende Wärme, und alles, was in tiefem Schlummer und in Unthätigkeit gewesen war, erwachte zu neuem Leben und neuer Thätigkeit; die niedergesenkten Pflanzen erhoben ihr Haupt, die Thiere eilten aus ihrem Lager, die Lerche schwang sich trillernd zum Aether empor, aus den Hürden und Ställen drängten sich die muntern Rinder- und Schaafheerden, erfüllten mit ihrem Muhen und Blöcken und mit ihrem Geläute die Luft, und durchzogen fröhlich Auen und Felder; es erschallte

die Flöte des Hirten und das Waldhorn des Jägers. Heilige Empfindungen wurden in den Herzen der Kinder rege. Ach Vater, sagte Doris, das ist prächtig anzusehen, das schöne Schauspiel werde ich nun recht oft genießen. Gut, meine liebe Doris, entgegnete der Vater, wir wollen von nun an oft diesen Berg ersteigen, und den Aufgang der Sonne betrachten. Aber nicht nur das schöne Schauspiel, was euer Auge ergötzt, muß euch anziehen, sondern auch euer Inneres findet einen herrlichen Stoff zu Betrachtungen im Anschauen der prächtigen Sonne, die das Daseyn eines allmächtigen, allweisen und liebevollen Gottes verkünden. Sagt euch euer Herz nicht, daß der Gott, der diese Sonne und die Welt, die sie beleuchtet, so schön schuf, alles in eine ewige Ordnung hinstellte, ein allmächtiger und allweiser Gott ist? findet ihr nicht in dem Gedanken Beruhigung, daß der Gott, der das Größte wie das Kleinste so wunderbar bereitete und erhält, auch euch, die ihr nach seinem Bilde geschaffen seyd, nicht verlassen wird? Der Herr läßt die Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, über Undankbare und Dankbare, darum werdet auch ihr nicht müde, Segen über eure Mitgeschöpfe auszustreuen, auch über die, welche es nicht zu verdienen scheinen. Ihr seht, daß alles in der Natur frisch und thätig ist, wenn die Königinn des Tages sich erhebt, mögt auch ihr die Morgenstunde, die, wie das Sprichwort sagt, Gold im Munde führt,

nicht ungenützt vorübergehen lassen. In ihnen vermag der vom nächtlichen Schlaf gestärkte Geist und Körper das Meiste zu leisten, wie ihr alle Geschöpfe froh und freudig seht, und wie die liebliche Lerche singend sich in hohe Räume erhebt, so geht auch ihr freudig an das Tagwerk, nachdem ihr zuvor den Schöpfer der Welten euer Morgengebet gebracht habt. Lange noch sprach der Vater also mit seinen Kindern über die Betrachtungen, zu welchen der Aufgang der Sonne führt, und diese gruben sich die weisen Lehren ihres Vaters in ihre Herzen, deren schöne Frucht sich in einem thatenvollen Leben zeigte.

Entsagung.

Längst schon hatte Vater Treudorf seinen Kindern versprochen, mit ihnen eine kleine Fußreise zu machen, wenn sie bis zu den nächsten Feiertagen sich ordentlich betragen, und das Lob ihrer Lehrer erworben hätten. Die Kinder beeiferten sich, den Wünschen des Vaters zu entsprechen, um an dem versprochenen Vergnügen recht freudig Theil nehmen zu können. Die Zeit rückte immer näher heran, und die Kinder durften sich auf den Tag der Reise freuen,

weil sie alle als fleißig und wohlgesittet den andern zum Muster vorgestellt wurden. Mit jedem Tage wuchs ihre Sehnsucht nach der Ausführung des väterlichen Versprechens. Zwei Tage vor der bestimmten Zeit übergaben sie mit von Freude leuchtenden Blicken die Zeugnisse ihrer Lehrer dem Vater, welcher sie mit herzlicher Freude durchlas und aus ihnen ersah, daß er ein glücklicher Vater sey. Er gab lächelnd seine Einwilligung zur Reise, und bestimmte den übermorgenden Tag zum Abmarsche. Eine schrecklich lange Zeit für die gespannte Erwartung der Kinder. Sie konnten kaum den Abend des ersten Tages erwarten. Um Mitternacht ertönte die Feuerglocke, Trommeln lärmten durch die Straßen, und Feuer! Feuer! hallte es durch die Straßen. Erschreckt fuhr die Familie Treudorf aus ihren Betten und horchte, wo dieß furchtbare Element entfeßelt sey. Es war nicht in ihrer Nähe, aber äußerst stark wüthete der Brand, und zwar in zwei Häusern, wo zahlreiche und meist arme Familien wohnten. Die Noth war groß, um so mehr, da es gerade eine strenge Winternacht war, in der das Feuer ausgebrochen. Ach Gott! sagte Treudorfs Gattin mit thränenbefeuchteten Augen, wie unglücklich sind jetzt die Leute, welchen dieses Element ihre nothwendigste Habe entreißt, wie sehr wird die Seele durch einen solchen Vorfall erschüttert und der Gesundheit ein mächtiger Stoß gegeben. Die Kinder fingen von Mitleid gerührt zu

weinen an, und da der Eltern Miene auch selbst die innigste Theilnahme aussprach, hub Gustav an: „Lieber Vater, die armen Leute werden morgen keine Kleider haben, kein Obdach, oder nur ein schlechtes, und viele morgen das Erbarmen ihrer Mitbürger erflehen, ich will, wenn du es erlaubest, die Reise nicht mitmachen, und das Geld dafür einer der verunglückten Familien geben." Ja Vater, fielen auch die andern zwei ein, Gustav hat Recht, gib es den Armen; wir wollen nicht reisen! Ihr guten Kinder! sagten die Eltern, über das edle Herz der Ihriren gerührt, ihr habt durch diese Entsagung uns eine große Freude gemacht. Ich erfülle euren Wunsch und unterstütze nach meinen Kräften einen der Verunglückten. Möge es Gott geben, daß es nur wenige sind! ihr tragt dann das schöne Bewußtseyn in euch: um der Noth eurer Mitmenschen willen dem Vergnügen entsagen zu können!

Sanftmuth.

Luise hatte auf den Geburtstag des Vaters eine sehr schöne Zeichnung gefertiget, die der Zeichnungslehrer für die gelungenste unter allen ihren Arbeiten erklärte, an welcher nur noch Weniges zu bes-

fern war. Sie freute sich im Stillen auf das Urtheil des Vaters über ihre Zeichnung, aus welcher er ihren Fleiß und ihre Fortschritte bemerken konnte. Zwei Tage vor dem Feste kam ihr jüngster Bruder Oskar in das Zimmer, wo gerade Luise ihre Zeichnung vollenden wollte, und verlangte von ihr, sie solle ihm das Vogelnest zeigen, welches sie im Garten gesehen habe. Luise erwiederte ihm, daß er ein wenig Geduld haben müsse, indem sie eine Zeichnung auszumachen habe, wenn dieß geschehen sey, wolle sie das gestern gesehene Nest ihm zeigen. Der kleine Eigensinn verlangte aber, sie solle gleich mit ihm gehen, und als Luise nicht gleich nach seinem Willen that, eilte er auf sie zu, und wollte sie mit Gewalt zwingen, mit ihm zu gehen, warf aber unvorsichtiger Weise die nebenstehende Tuschschaale durch einen Stoß auf die Zeichnung, welche davon ganz überschüttet wurde. Die viele Mühe, welche Luise auf diese Zeichnung verwandt hatte, war nun vergebens. Sie konnte sich bei diesem Unfall der Thränen nicht enthalten; als Oskar seine Luise weinen sah, verlor sich sein Trotz, und er fing nach Kinder-Art auch an zu weinen. Den unbändigen Oskar, der jetzt lebhafte Reue zeigte, bei der Mutter zu verklagen, wo es unter tüchtigen Schlägen nicht abgegangen wäre, war die sanfte Luise nicht im Stande. Sie entschloß sich, in dieser kurzen Zeit eine andere Zeichnung zu entwerfen, und nur um etwas vorzeigen zu können.

Die Zeit war aber zu kurz, um in dieser Arbeit Fleiß und Ausdauer zeigen zu können, deßwegen brachte Luise dem Vater, als der Geburtstag erschienen war, schüchtern die fleißig entworfene Arbeit, an der zwar Talent nicht zu verkennen war; aber wie gesagt, die Ausführung fehlte. Der Vater, welcher von Oskars unartigem Betragen gegen Luisen noch nichts wußte, wunderte sich, daß die sonst so fleißige und pünktliche Luise nicht mehr Fleiß auf diese Zeichnung verwandt habe, und sah die Tochter fragend an. Diese befand sich in der höchsten Verlegenheit, was sie dem Vater zu antworten habe; sollte sie sich entschuldigen und Oskarn in Strafe bringen, die er zwar verdiente, die aber die sanfte Luise nicht herbeigeführt wissen wollte, oder bei dem Vater die Schuld der Flüchtigkeit auf sich nehmen und schweigen? Ihre Sanftmuth und Güte war schon zu dem Letztern bereit, als der kleine Oskar von der Liebe zur Schwester Luise gedrungen, das begangene Unrecht wieder gutmachen wollend, schüchtern vor den Vater trat und ihm gestand, Luise habe eine gar schöne Zeichnung fertig gehabt, aber diese sey durch seine Schuld verdorben worden. Liebes Väterchen, sprach er bittend, sey nicht böse, Oskar wird gewiß nimmer so unvorsichtig seyn! Der Vater vergab ihm, ließ sich die beschmutzte Zeichnung bringen, und sah daraus mit Vergnügen, welche Fortschritte Luise in dieser Kunst mache. Noch größeres Vergnügen ge-

währte ihm aber Luisens Sanftmuth. Den leichtfertigen Oskar ermahnte er, künftig bedächtiger zu seyn, dann dankte er seinen übrigen Kindern für die Geschenke ihrer Hand, und versicherte sie, daß ihm sein Geburtstag zu einem wahren Festtag werde, wenn er seine Kinder fortschreiten sehe in Ausübung jeder Tugend und Erlernung nützlicher Kenntnisse.

Kindliche Liebe.

In der Stadt N*** lebte einst eine Wittwe mit einem einzigen Sohne, der ein allerliebster Knabe war. Er hatte eine schöne Gestalt und Gesichtsbildung, und ein gar vortreffliches gelocktes Haar, weswegen man ihn nur das Gelbköpfchen nannte. Sein eigentlicher Name war Eduard. Eduard war nicht nur schön, sondern, was die Hauptsache ist, er hatte auch ein vortreffliches Herz, und seine Mutter liebte er so, daß er für sie durchs Feuer gegangen wäre. Ihren und ihres Sohnes Unterhalt verdiente sich die Frau durch Nähen und Stricken, in welchen weiblichen Künsten sie sehr wohl erfahren war. Nun überfiel sie aber eine Krankheit, die gar nicht wieder weichen wollte. Jetzt hörte ihr Verdienst auf, denn sie konnte ja nicht mehr arbeiten. Dadurch entstand nun

große Noth im Hause. Sie wollte essen, ihr Sohn wollte essen; Holz zum einheitzen, und Lichter, die Stube des Abends zu erleuchten, sollten herbeigeschafft werden, und an Arzney durfte es doch auch nicht fehlen. Zu allen diesen Dingen hatte aber die arme Frau keinen Heller Geld. Was war nun zu thun? Sie verkaufte erstlich die wenigen zinnernen Geräthschaften, die sie besaß, als Krüge, Teller und Schüsseln. Als aber das dafür gelösete Geld ausgegeben war, und es sich mit ihrer Krankheit immer noch nicht geben wollte, verkaufte sie ihren kleinen Vorrath von Leinenzeug. Es wollte aber nicht besser mit ihr werden, und die Noth zwang sie, auch ihre Paar Schränke und Kästen zu verkaufen. Nun war ihre Stube und Kammer ausgeleert, und sie hatte fast nichts mehr, als das Bett, worauf sie lag. Ihre Noth war aufs Höchste gestiegen. Ach Gott, seufzte sie eines Morgens, nun habe ich nichts mehr zum verkaufen, nun muß ich verschmachten. Dieß hörte ihr Sohn, der in einer Ecke der Stube stand, und für die leidende und jammernde Mutter betete. Der Mutter Worte drangen ihm tief durchs Herz, und er sann und sann, wie er der Unglücklichen helfen könnte, aber immer wollte ihm nichts einfallen. Da rief er auf ein Mal aus: „Jetzt hab' ichs!“ Was, mein Sohn, was hast du? fragte die Mutter mit schwacher Stimme. Ach, sagte er, das Vertrauen zu dem lieben Gott ist mir, während ich da betete,

gekommen, und ich meine nun, er wird uns Hilfe schaffen; denn was er eigentlich vorhatte, das wollte er jetzt noch nicht sagen. Wir wollen das Beste hoffen, sagte die Mutter, und schlief bald wieder ein. Kaum hatte das Eduard bemerkt, so schlich er leise zur Thüre hinaus. Nach einer Weile kam er wieder und brachte ein Paar Schüsselchen mit. Er setzte diese sorgfältig auf den Stubenboden, rückte dann leise den noch übrigen einzigen Tisch vor das Bett der immer noch schlafenden Mutter, setzte die beiden Schüsselchen darauf, und legte auch noch blankes Geld neben dieselben hin. Nun wartete er, bis seine Mutter erwacht war. Als er sie munter sah, sprach er: liebe Herzensmutter, sieh! der liebe Gott hat geholfen, er hat dir eine gute Suppe zu deiner Labung und Erquickung und noch blankes Geld obendrein bescheert. Die Kranke warf nun ihre Augen auf den Tisch, und erblickte, was darauf war. Woher kommt dieses? mein Sohn, fragte sie hastig. Zürne nicht, sagte Eduard, zürne nicht, liebe Mutter: sieh! ich gab mein Haar dafür hin. Nun erst warf die überraschte Frau einen Blick auf des Knaben Kopf, und bemerkte, daß er ganz abgeschoren war. O mein Sohn, sprach sie dann, wie rührt mich deine kindliche Liebe! Kniee nieder, daß ich dir meinen mütterlichen Segen gebe. Mit Thränen im Auge kniete der Knabe nieder, und mit bethräntem Auge sprach die Mutter, indem sie die Hand gegen den

Himmel erhob: O Gott, sey du der Vater dieses Knaben, wenn ich nicht mehr auf der Erde leben werde, und dein Segen lohne ihm seine kindliche Liebe! — Nun aß sie von der ihr vorgesetzten kräftigen Suppe, die der Knabe in einem Gasthofe gekauft hatte, und sie fühlte sich durch den Genuß derselben ungemein erquickt und gestärkt. Von nun an ging es auch besser mit ihr, und nach einigen Wochen konnte sie das Bett wieder verlassen, und allmählig wieder anfangen zu arbeiten. Die Freude, sagte sie oft, die Freude über mein gutes Kind hat mich wieder gesund gemacht. Ein Kaufmann, der von dieser schönen That Eduards gehört hatte, nahm ihn in die Lehre und machte einen trefflichen Mann aus ihm, nnd war ihm in der Folge behilflich, daß er selbst eine Handlung errichten konnte, die ihn reichlich nährte. Der Mutter setzte sein Lehrherr alle Wochen etwas Nahmhaftes aus, damit sie sorgenfreier leben konute. So wurde kindliche Liebe belohnt! —

Liebend guter Eltern pflegen,
Sey, bis einst ihr Auge bricht,
Guter Kinder süße Pflicht!
Heil dem Kind und Gottes Segen,
Das den Eltern lebenslang
Ehrfurcht weihet, Lieb' und Dank! —

Der dankbare Schüler.

Robert, ein rascher und gewandter Jüngling, mußte einst an einem Wintertage auf ein benachbartes Dorf gehen, um eine kleine Schuld einzufordern. Der Weg nach diesem Dorfe zog sich größtentheils durch einen dicken Wald, in welchem sich damals einige Wölfe aufhielten, die sich, wie man glaubte, aus fernen Gegenden dahin verirrt hatten, oder auch vom Hunger dahin getrieben worden waren. Glücklich, und ohne einen Wolf, oder auch nur eine Spur desselben in dem Schnee bemerkt zu haben, kam er auf dem Dorfe an. Seine Geschäfte waren bald abgemacht, und es war noch hoch am Tage, als er seinen Rückweg antrat, von den Bauern ermahnt, wegen der Wölfe doch ja auf seiner Hut zu seyn. Ist mir nicht bange, sagte er, ich kann gut klettern; wenn so ein Thier auf mich loskommt, so steige ich auf einen Baum. Er ging nun wieder auf den Wald zu. Vor demselben traf er den Schullehrer seines Ortes an, der ein schon ziemlich bejahrter Mann war, und einen Sack voll Getreide auf einem Schlitten nach Hause fuhr. Das Getreide hatten ihm die Bauern statt des Schulgeldes für den Unterricht ihrer Kinder gegeben.

Der Weg war schlecht und ungebahnt, und es wurde dem alten Manne sehr sauer, mit seiner Last

durch die großen Schneehaufen zu kommen. Als Robert dieses bemerkte, sagte er: Herr Schullehrer, Ihr Gespann will nicht recht vorwärts, warten Sie, ich will ein anderes anspannen! Mit diesen Worten schob er den alten Mann ganz sanft vom Schlitten weg, und spannte sich selbst vor denselben. Der von seiner Last befreite Schullehrer schritt nun guten Muthes neben seinem dienstfertigen Begleiter her. Als sie eine Strecke in dem Walde zurückgelegt hatten, hilf Himmel! welcher Schrecken überfiel sie da! Ein Wolf kam daher getrabt, und ging geraden Weges auf sie los. Robert hätte sich retten können, wenn er geschwinde auf einen Baum gestiegen wäre. Aber dann hätte er seinen ehemaligen Lehrer einem unvermeidlichen schrecklichen Tode Preis gegeben; denn der Wolf würde nicht gezaudert haben, sich über den verlassenen und wehrlosen alten Mann herzumachen und ihn aufzufressen. Jetzt gilt es, dachte der brave Robert, jetzt gilt es, deinen ehemaligen Lehrer vom Tode zu retten, und ihm dadurch deine Dankbarkeit zu beweisen; also auf, Robert! muthig der Gefahr entgegen! So denkend sprang er zwei Schritte dem grimmigen Thiere entgegen, indem er zugleich einen vom Schlitten weggenommenen kleinen leeren Sack um seinen rechten Arm wickelte, und mit der linken Hand sein Messer aus der Scheide riß. Gerade stand er an einem dicken Baume, als der Wolf mit offenem Rachen auf ihn lossprang.

Mit Blitzesschnelle stieß Robert seinen rechten Arm in den Rachen des blutgierigen Thieres, ergriff seine Zunge, nnd hielt diese mit solcher Gewalt fest, daß es sich nicht losmachen konnte. Zu gleicher Zeit bemühte er sich, mit der linken Hand dem gräßlichen Thiere den Hals abzuschneiden. Dieses währte sich mit aller Kraft, aber Robert bot seine ganze Stärke und Gewandtheit auf, in diesem harten Kampfe, wo es auf Leben und Tod ging, als Sieger zu bestehen. Noch war der Ausgang zweifelhaft, da wagte sich der von Angst halbtodte Schullehrer hinan, und reichte Roberten ein Beil, das er bei sich auf seinem Schlitten hatte. Mit dieser neuen und tauglichern Waffe hieb Robert so lange auf den Kopf des Thieres, bis es zur Erde stürzte. Mit welchem frohen Herzen nun beide Wanderer Gott dankten für die Rettung aus so augenscheinlicher Gefahr, könnt ihr euch, meine Leser, leicht denken. Wie aber dann der alte Schullehrer Roberten um den Hals fiel, wie er ihn an seine Brust drückte, wie er ihn weinend und schluchzend küßte, wie er einmal über das andere seinen Retter nannte, wie er dann seine Augen urd Hände gegen Himmel hob und Gott anflehte, daß er Roberten die edle That vergelten möge; das war ein Auftritt, den ihr euch nicht vorstellen könnet, und der euch gewiß Thränen der Rührung würde ausgepreßt haben, wenn ihr ihn mit angesehen hättet. — Als das Gemüth beider Geretteten wieder ruhig geworden war, und sie nun ihren

Seite 162.

Der dankbare Schüler.

Weg weiter fortsetzen wollten, fühlte Robert großen Schmerz an seinem rechten Arme. Er zog den Rock aus, und sah nach, und siehe da! die Zähne des Wolfes waren durch den Sack und Rockärmel in das Fleisch gedrungen, und hatten ihm mehrere Wunden verursacht; doch waren sie nicht gefährlich, weil der Sack und der dicke Rockärmel das tiefe Eindringen der Zähne verhindert hatten.

Daß Robert, als der ganze Vorgang im Städtchen bekannt geworden war, von allen Einwohnern desselben wegen seiner Heldenthat bewundert und gepriesen, und wegen der edlen Gesinnung, aus welcher diese That entsprungen war, geehrt und geliebt wurde, darf ich euch, liebe Leser, wohl nicht erst sagen, denn dieses versteht sich von selbst. Sogar Fremde, die durch das Städtchen reisten, kehrten bei Roberts Vater ein, um den edlen und muthigen Jüngling zu sehen, und ihm ihre Hochachtung zu bezeigen. Welche Wonne war es für den Vater, einen so edlen und liebenswürdigen Sohn zu besitzen! —

Der ehrliche Judenknabe.

Ein armer Jude in Dessau hatte einen Sohn, den er von Jugend auf mit auf seine Reisen nahm, um ihn zum Handel abzurichten. Der Waarenvorrath des Vaters war äußerst unbedeutend, und er trug ihn gewöhnlich in einem Zwerchsacke bei sich. Er mußte sich daher auf seinen Reisen nebst seinem Sohne sehr kümmerlich nähren, weil er auch zu Hause noch eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte. Im Winde und Regen, im Froste und in der Hitze irrte er mit seinem kleinen Begleiter oft Wochen lang herum, ehe er seinen kleinen Waarenvorrath verkaufen, und den Gewinnst davon den Seinigen nach Hause bringen konnte. Indessen so arm der Mann war, so rechtschaffen und ehrlich war er auch, und er hütete sich sorgfältig vor den listigen Betrügereien, wodurch sich viele seiner Glaubensgenossen oft bedeutende Vortheile zu verschaffen wissen. Diese seine Gesinnungen hatte der brave Mann auch allen seinen Kindern einzuflößen gesucht, und der kleine Markus, sein Reise- und Handelsgefährte, war schon in seinem zarten Alter das glückliche Ebenbild seines ehrlichen Vaters.

Einst mußte dieser wegen Unpäßlichkeit in einem Dorfe zurückbleiben, während sein zwölfjähriger Sohn die umliegenden Dörfer mit seinem kleinen Kram be-

suchte, um Käufer zu finden. Ein grosses Schloß, welches eine reiche adelige Familie bewohnte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und er entschloß sich, in demselben einzusprechen, und da sein Heil zu versuchen. Die Frau vom Hause erblickte ihn kaum, als sie ihn in ihr Zimmer rief. „Was suchst du hier, Kleiner?“ fragte sie ihn. Mit einer anständigen Dreistigkeit bot er ihr seine Waaren an, die in Hemdeknöpfchen, Taschenmesserchen, schlechten Fingerringelchen und dergleichen Kleinigkeiten bestanden. „Hast du nichts weiter, mein Kind?“ fuhr die Dame fort. „Das ist alles, gnädige Frau, was ich habe,“ antwortete der Knabe. „Gern wollte ich dir etwas abkaufen,“ sagte sie, „aber ich kann von allen diesen Sachen nichts brauchen.“ „Haben die gnädige Frau nichts zu handeln?“ fragte der Kleine weiter. „Armer Schelm,“ erwiederte die Dame, „du wirst mir wohl schwerlich viel abkaufen können.“ Um indessen den kleinen Handelsmann nicht ganz vergeblich auf ihr Zimmer gerufen zu haben, ging sie in ein Kabinet, und brachte einige Kleinigkeiten herbei, unter denen sich ein sauber gearbeitetes Kästchen von Nußbaumholz befand. Der junge Markus besah die Sachen, und fragte nach dem Preise. Die Dame forderte sehr wenig, und der Handel wurde geschlossen. Markus eilte, froh über den guten Kauf, nach dem Dorfe zu seinem Vater. Die erhandelte Waare wurde bei Seite gelegt, und beide legten sich zur

Ruhe. Markus erwachte früher als sein Vater, und besah nun seine erkauften Schätze genauer. Das Kästchen gefiel ihm ganz besonders. Es war mit Sammet ausgelegt, und bei weiterer Untersuchung entdeckte er auch zwei verborgene Schubfächer in demselben. Er zog eins heraus, und erstaunte nicht wenig, als er eine Einfassung von gediegenem, stark vergoldeten Silber darin fand, welche ehemals ein Portrait enthalten zu haben schien. Seine Verwunderung stieg noch höher, als er es mit Diamanten, von denen er schon einige Kenntniß hatte, besetzt fand. Einige hundert Thaler war der Fund, schlecht gerechnet, sicher werth. Seine Freude darüber war sehr groß, aber sie verminderte sich wieder, als ihm einfiel, daß die Edeldame wohl schwerlich ein so bedeutendes Kleinod um einen so geringen Preis dürfte weggegeben haben. Er hielt es für überflüssig in diesem sonderbaren Falle seinen Vater um Rath zu fragen. Sein eigenes Gewissen sagte ihm schon, was hier zu thun sey. Eiligst packte er das Kästchen mit der gefundenen Kostbarkeit wieder zusammen, und eilte damit so schnell als möglich dem Schlosse wieder zu. Die Dame war halb verdrießlich, als der kleine Jude sie schon so frühe wieder störte. „Gnädige Frau,“ redete er sie an, „ich habe mit Ihnen gehandelt, habe aber in dem Kästchen, welches Sie mir verkauft haben, etwas gefunden, was doch gar kostbar ist, und was Sie mir gewiß nicht mit haben zu kaufen geben wol-

len. Und weil Sie mirs nicht mit haben geben wollen, so gehört es auch nicht mir, und so bringe ich es Ihnen zurück. Da sehen Sie! sehen Sie! Mit diesen Worten reichte er das Kästchen mit dem darin verborgen gewesenen Schatze hin. Lange blickte die erstaunte Frau den jungen Israeliten an, denn eine so seltene Gewissenhaftigkeit hatte sie einem Juden nie zugetraut. Lange schon hatte man das jetzt so unvermuthet gefundene Kleinod vermißt und gesucht, und man hatte sich endlich damit beruhigen müssen, daß es auf irgend eine Art entwendet worden sey. Von den verborgenen Schubfächern wußte sie nichts, und wie gedachtes Kleinod dahin gekommen sey, konnte sie sich nicht erklären. Nicht allein froh über dessen Wiedererlangung, sondern auch im Innersten der Seele gerührt, von des Knaben Ehrlichkeit, umarmte sie ihn wie einen Sohn, und fragte ihn nach seinem Namen und Geburtsorte. Sie wollte ihn nicht wieder von sich lassen, und versprach, künftig in ihrem Hause für sein Glück zu sorgen. Nein, sagte der Knabe, — hab ich doch noch Brüder und Schwestern, und muß ich doch handeln, da der Vater krank ist.

Uebrigens wunderte er sich sehr, wie die Dame so viel Aufhebens von einer Handlung machen konnte, die er für nichts weiter, als eine ganz gewöhnliche Pflicht hielt. Nun, was wundern Sie sich, gnädige Frau? sprach er, hab ich doch weiter nichts gethan, als was mir der Vater gesagt hat, und hat er mir

doch gesagt: Marks, ein braver Jüd muß ein ehrlicher Mann seyn, und muß im Handel Niemand betrügen und um das Seinige bringen, und ist besser ein klein Gut auf eine ehrliche Weise erworben, als groß Gut, mit Ungerechtigkeit verdient.

Dein Vater hat Recht, sagte die Dame, bleibe immer bei dieser Gesinnung, und der Segen Gottes wird nicht ausbleiben. Er blieb auch wirklich nicht aus, denn von diesem Augenblicke an verbesserten sich die Umstände des armen Knaben mit jedem Jahre. Die Dame schenkte ihm nähmlich 20 Thaler und empfahl ihn als einen äußerst ehrlichen Juden allen ihren Bekannten in der Nachbarschaft, wobei sie nicht unterließ, seine schöne Handlung zu erzählen. Mit dem erhaltenen Gelde kaufte er sich mehrere und bessere Waaren ein, und wenn er dann damit bei dem in der Umgegend wohnenden Adel einsprach, so kaufte ihm jeder etwas ab. Nach und nach reifte der Knabe zum Jüngling und Mann heran, und sein Handel wurde immer bedeutender, so daß er endlich ein reicher Mann wurde.

Reinlichkeit.

Kunigunde war die Tochter unbegüterter Eltern, die von dem spärlichen Verdienste, den sie hatten, äusserst eingezogen leben mußten, und daher ihrem Kinde nicht viele und schöne Kleider zu schaffen im Stande waren. Sie sah sich nur auf wenige und höchst einfache beschränkt. Es wollte manchmal dem Mädchen wehe thun, daß sie nicht auch so schön gekleidet einher gehen könne, wie ihre Schulfreundinnen, welche durch ihren Putz die Augen Vieler auf sich zogen, und sich in demselben sehr gut ausnahmen. Ihre verständige Mutter belehrte sie aber eines Bessern, indem sie ihr bemerkte, daß auch in einem Kleide von geringem Stoffe ein Mädchen wohlgefalle, wenn das Kleid rein gehalten einen Körper umschließe, den ein reiner, unverdorbener Sinn bewohne. Wenn dein Gesicht rein von jedem Schmutze, so auch von jedem Ausdruck einer zügellosen Leidenschaft frei ist, so werden dich verständige Menschen höher achten, als die geputzte Dame, die durch äußere schöne Hülle den Mangel des innern Gehaltes zu verbergen sucht. Ein ärmlicher, aber reinlicher Anzug beschimpft dich nicht,

aber ein reicher Anzug gereicht dir zur Schande, wenn man an ihm Schmutzflecken wahrnimmt, und nicht alles in der gehörigen Ordnung ist. Ordnung und Reinlichkeit sind die Seele des Lebens, und werden von beiden Geschlechtern, vorzüglich aber von dem weiblichen Geschlechte gefordert. Sie sind daher die beste Empfehlung eines armen Mädchens. Kunigunde befolgte die Lehren ihrer Mutter. Da war nicht der kleinste Schmutzflecken an ihrer Kleidung zu finden, und wenn sie auch manchmal dieselbe flicken mußte, so übersah man um der Reinlichkeit willen leicht das Dürftige der Kleidung. Die Mutter hatte Wahrheit gesprochen; denn jedermann liebte und achtete Kunigunden wegen ihrer Reinlichkeit, und sie war überall gerne gesehen. Als sie ihr fünfzehntes Jahr erreicht hatte, sah sie sich um eine Herrschaft um. Gerade zu der Zeit erfuhr Kunigunde, daß eine vornehme Dame, die allgemein im Rufe großer Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit stand, und bei der zu dienen es eine wahre Lust und Freude sey, ein Mädchen in Kunigundens Alter zu ihrer Bedienung suche. Sie wollte sich der Dame sogleich empfehlen, mußte aber hören, daß Johanna, ihres Nachbars Tochter, ein stolzes und eitles Mädchen, die sich gewaltig herausputzte, ihr zuvorgekommen sey, und sich bereits der Dame vorgestellt habe. Ach, sagte Kunigunde traurig, jetzt ist meine schöne Hoffnung dahin, denn Johanna hat schöne Kleider, und wird sich durch ihren

Putz der gnädigen Frau recht sehr empfohlen haben, während ich in meinem ärmlichen Gewande, wenn ich mich jetzt bei der Dame sehen ließe, gewiß gleich abgewiesen würde. Doch die Eltern ermuthigten sie wieder, sprachen ihr zu, es doch bei der Dame zu versuchen, diese würde sicherlich, wie man sie dem Rufe nach kenne, nicht auf die Kleidung sehen, u. s. w., und Kunigunde, eine folgsame Tochter, wagte den Gang zu der gnädigen Frau. Diese nahm nicht nur Kunigunden sehr freundlich auf, sondern ließ auch auf Kunigundens Bitte, sie in ihre Dienste zu nehmen, großes Wohlgefallen merken. Du gefällst mir, Mädchen, sprach die Gnädige, wenn dein Inneres dem Aeußern entspricht, so bist du mir willkommen. Du liebst, wie ich sehe, die Reinlichkeit, und das ist eine der Haupttugenden, die ich von meiner Bedienung verlange, schöne Kleider sollst du, wenn ich mit dir zufrieden seyn kann, schon einmal bekommen. Es war kurz vor dir ein Mädchen da, das wahrscheinlich glaubte, wenn sie geputzt vor mir erschiene, würde es keinen Anstand haben in mein Haus zu kommen. Doch sie hat sich in diesem Falle geirrt; ich pflege auf anderes zu sehen, als auf äussern Schmuck, ein heiteres Auge, reinliches Gesicht und Hände und eine sauber gehaltene, wenn auch dürftige Kleidung, sind bei mir die besten Empfehlungen, welche jene nicht besaß, daher ich sie abge-

wiesen habe. Doch du scheinst die gesuchten Eigenschaften zu besitzen, und bist deßwegen bei mir aufgenommen. Mit welcher Freude Kunigunde diese fröhliche Bothschaft zu den Eltern brachte, könnt ihr euch, meine Leser, leicht denken. Wie dankte sie der Mutter für die heilsame Lehre, in Betreff der Reinlichkeit, deren Befolgung sie jetzt der liebreichen Dame empfohlen hatte, die späterhin für Kunigundens Zukunft liebreiche Sorge trug.

Der heilsame Traum.

Moritz war der einzige Sohn eines königlichen Beamten, der bei den Einwohnern der Stadt, wegen seiner Rechtschaffenheit in der größten Achtung stand. Auch Moritzens Mutter war eine vortreffliche Frau, die des Glückes, noch mehr Kinder zu besitzen, werth gewesen wäre. Doch wurde ihr die Erfüllung dieses Wunsches nicht zu Theil. Es vereinigte sich die Liebe beider Eltern in dem einzigen Kinde, welches von der Natur Geistes- und Körpervorzüge in einem reichen Maaße erhalten hatte. Moritzens An-

lagen entwickelten sich sehr schnell, und berechtigten das Elternpaar zu den schönsten Hoffnungen. Moritz besaß ein sehr weiches Gemüth, auf welches das Geringste Eindruck machte, aber auch bald diesen wieder verlor. Auch hatte er zu wenig ernsten Willen, das, was man an ihm getadelt hatte, zu vermeiden, und sich von seinen Fehlern frei zu machen. In Moritzen zeigte sich frühe der Hang zu Näschereien, dem in seinen Kinderjahren aus allzugroßer Liebe nachgegeben wurde, der sich aber, als Moritz älter geworden war, nicht sogleich ausrotten ließ. Er konnte es nicht mehr über sich gewinnen, bei einem Zuckerbäcker vorbei zu gehen, ohne etwas zu kaufen. Küche und Speisekammer waren beständig in Gefahr, von dem naschhaften Moritz durchstöbert zu werden. Vergebens waren die dringenden Ermahnungen der Eltern, diese Unart abzulegen. Moritz verharrte in diesem Fehler, ja er hing ihm noch mehr nach. Als ihm der Vater deßwegen das bestimmte Taschengeld entzog, suchte er auf andere Weise zu Geld zu gelangen, er verkaufte heimlich seine alten Spielsachen, und und da dieß entdeckt wurde, nahm er der Mutter Fingerring oder andere Kleinigkeiten weg, und verhandelte sie. So weit hatte ihn schon das fürchterliche Laster der Näscherei gebracht! Die Eltern waren höchst betrübt über ihres Sohnes unverbesserlichen Fehler, gegen den sie gelinde und harte Strafen, jedoch ohne allen Erfolg, anwandten.

Einst hatten sie beide Nachmittags einen Besuch zu machen, und ließen Moritzen allein zu Hause. Dieser machte sich das Alleinseyn zu Nutzen, und ging auf die Jagd nach Näschereien aus, kehrte aber unverrichteter Dinge zurück, weil man alles wohlweislich gut vor ihm verschlossen hatte. Aergerlich darüber, setzte sich Moritz auf das Sopha, und fiel, indem er noch immer nachsann, woher er gute Leckerbissen bekommen könne, in einen tiefen Schlaf. Ihm träumte, er habe alles, was seinem Gaumen gelüstete, in Fülle erhalten, und sey dadurch zu immer größern Genüssen übergegangen, als er groß geworden sey, habe er die üppigsten Gastmale gegeben, welche schweres Geld kosteten. Die Summen mußten dem herangewachsenen Menschen, der nicht viel gelernt hatte, die Eltern geben, und wenn sie es nicht zugestehen wollten, so machte er ihnen so viel Verdruß, daß sie es gerne zugestanden. Dabei litt durch den Genuß solcher Leckereien seine Gesundheit ungemein, dessen ohngeachtet fuhr er fort, unerschwinglichen Aufwand in derlei Dingen zu machen. Das Laster der Nascherei hatte ihn auch zu andern Lastern, zum Genusse geistiger Getränke und Ausschweifungen anderer Art geführt. Er mußte immer Geld haben, woher aber nehmen? des Vaters Einkommen reichte nicht hin, des Sohnes grenzenlose Verschwendungssucht befriedigen zu können. Angereitzt durch Trunkenheit und durch die Begierde nach Genuß,

faßte er den schrecklichen Entschluß, seinen Vater, der eine königliche Kasse unter sich hatte, zu bestehlen. Nachts schlich er sich in dessen Zimmer, und nahm aus der Kasse eine bedeutende Summe. Vermittelst derselben lebte er einige Zeit in fortwährenden Genüssen, die Geist und Körper schwächten, er suchte sein Gewissen durch Trunk zu überwältigen, und gab sich ganz der augenblicklichen Freude hin. Doch die fürchterlich rächende Stunde kam. Unvermuthet wurde bei seinem Vater Kassen-Untersuchung gehalten, und siehe da! Moritzens Vater, der von seines Sohnes böser That nichts ahndete, mußte hören, daß ein Kassa-Rest vorhanden, daß er ein Dieb sey. Er wurde sogleich gefänglich eingezogen, und strenge Untersuchung angestellt, wohin das Geld gekommen sey, da sein Vater erklärte, nichts davon zu wissen. Das böse Gewissen trieb Moritzen unruhig umher, wo er hinsah bemerkte er die Folgen seiner fluchwürdigen That. Der Vater saß abgehärmt über seine so schändlich gemordete Ehre im Kerker, die Mutter wankte aus Herzeleid dem Grabe zu, er selbst wurde von allen guten Menschen als ein Taugenichts verachtet. Die Furien eines bösen Gewissens erwachten in ihm, sie peinigten und trieben ihn von Straße zu Straße, und gruben sich mit ihren todbringenden Stacheln tief in sein Herz. Selbstmord schien dem Elenden noch der einzige Ausweg, und schon wollte er die Pistole an das Hirn gedrückt losbrennen, da

sprach eine höhere Stimme zu ihm: „Halt ein, Frevler an Gott und Menschen; glaubst du durch Selbstmord dich dem Verderben entziehen zu können? Der ewige, der gerechte Richter straft solche Frevler fürchterlich. Kehre zurück, zu einem bessern Leben, trage die Uebel, die deine Leidenschaften, denen du die Zügel ließest, anrichteten, mit Geduld, sie werden sich mindern, wenn du gelernt hast, dich selbst zu achten. Damit schwieg die Stimme, und Moritz wollte die Stimme des Geistes befolgen und umkehren, seine Eltern um Verzeihung bitten, da traten diese, von ihrem Besuche zurückgekehrt, ein, und weckten dadurch den Knaben auf, der seit dieser Zeit geträumt hatte. Es brauchte einige Zeit, bis er sich wieder erholte, so großen Eindruck hatte der Traum auf ihn gemacht. Dann aber fühlte er mit Entzücken, daß er noch Knabe sey, daß seine Eltern noch nicht durch ihn so unglücklich gemacht waren, daß er sich bessern könne, und noch seiner Eltern Trost und Freude werden, eine Felsenlast sank ihm vom Herzen. Er fiel Vater und Mutter um den Hals, und betheuerte ihnen unter Thränen, er wolle sie nicht mehr durch seine Naschlust betrüben. Ach, theure Eltern, fuhr er fort, Gott hat mich sehen lassen, was aus dem Näscher wird, ich will den höhern Wink befolgen, und ein besserer Mensch werden. Er hielt Wort. Kein Naschwerk kam mehr in seinen Mund, ein reger Eifer für alles Gute und Schöne ward in ihm aufs

Neue wach, er befolgte genau der Eltern Lehren, und ward später den andern als Muster des Fleißes und des guten Benehmens aufgestellt.

Das war ein heilsamer Traum!

Das Rosenfest.

Der reiche Gutsbesitzer, Baron von Olden, lebte mit seiner Familie zwar still, aber äußerst zufrieden und glücklich auf seinem Schlosse. Zu den Füssen desselben lag ein schönes Dorf, dessen Bewohner wohlhabende Leute und des Barons Unterthanen waren. Sie fühlten sich unter dieser gütigen Herrschaft sehr beglückt. Denn Baron Olden besaß ein menschenfreundliches Herz, welches für Recht und Tugend mächtig schlug, und diese in den Pallästen der Großen, wie in der niedern Hütte einheimisch wünschte. Er war freundlich und mild gegen seine Untergebene und sorgte für sie, wie für seine Kinder. Darum wurde er auch von allen wie ein Vater geliebt. Jede Verbesserung, die der Baron im Dorfe machte, wurde von den Bauern

mit Ernst und gutem Willen durchgeführt, und dem Pfarrer des Ortes wie dem Baron in der Erziehung der Kinder freier Wirkungskreis gelassen. Beide Männer waren überzeugt, daß alles Glück einer Gemeinde aus einer guten Kinderzucht entspringe, und diese immer mehr zu verbessern, war das Streben dieser beiden verehrungswürdigen Männer. Sie hatten auch bald die Freude, die Frucht ihrer Bemühungen wahrnehmen zu können. In der ganzen Umgegend wurden die Bewohner von Tannehain', (dieß war der Name des Dorfes) als die arbeitsamsten und gefälligsten Leute gerühmt. Die Tannehainer Jugend zeichnete sich durch ein höfliches Benehmen, Bescheidenheit und Reinlichkeit aus. In Tannehain hörte man das ganze Jahr von keiner Schlägerei, Trunkenbolden oder Spielern. Auf allen Gesichtern sprach sich ein frohes Herz und ein verständiges Wesen aus, was eine Folge ihres regelmäßigen Lebens und der guten Erziehung, und der daraus erzeugte Wohlstand war. Um die Jugend zur Ausübung der Tugend anzueifern, veranstaltete die sinnige Gattin des Barons zur Zeit der Rosen einen Festtag, das Rosenfest genannt, an welchem sich die ganze freiherrliche Familie mit dem Geistlichen und Vorstehern des Ortes im Garten unter einer alten Linde, die in der Mitte eines großen freien Platzes stand, versammelte. Im Kreise herum standen die Kinder, Jünglinge und Jungfrauen mit ihren Eltern.

Der Baron erklärte in einer kurzen Rede, daß seine Gemahlin zur Aneiferung der Tugend dieses Fest veranstaltet habe, an welchem von dem Herrn Pfarrer diejenigen genannt wurden, welche sich im Laufe des Jahres durch Ausübung einer Tugend unter den andern hervorgethan hätten, ihre schöne That öffentlich erzählen sollte, und die Belobten mit einem Kranze von Rosen geziert, eine ansehnliche Belohnung erhalten sollten. Nun rief der Pfarrer der Reihe nach diejenigen aus dem Kreise heraus, die eine schöne Handlung ausgeübt hatten: Der erste war Jakob Schulze, ein zwanzigjähriger Jüngling. Du hast, hub der Geistliche mit Wohlgefallen ihn anblickend an, eine hochherzige That vollbracht. Als im vergangenen Winter einige Tage die Kälte im stärksten Grade eintrat, bald darauf aber ein großes Schneegestöber einfiel, hörtest du eines Abends ein großes Gewimmer vom nahen Teiche her. Schnell eiltest du dahin, und fandest einen Menschen, der flehentlich um Hilfe rief, da er, wenn sie nicht gleich käme, erfrieren und bald versinken müsse. Er war nämlich bei der Dunkelheit fast bis in die Mitte des gefrornen Teiches gekommen, und konnte von da nicht mehr weiter. Du kanntest die Stimme des Nothleidenden, es war die des Mannes, der dich in dem benachbarten Dorfe wegen einer unbedeutenden Sache blutig schlug, und nun hieng es von dir ab, ob du dich der Gefahr aussetzen

wolltest, selbst zu Grunde zu gehen, oder den Beleidiger hilflos zu lassen. Doch, du hattest des Herrn Wort: „Segnet, die euch fluchen, und thut wohl denen, die euch hassen“ im Herzen, und riefest sie als Christi Bekenner ins Leben. Schnell eiltest du auf dem wankenden Eise, und immer in Gefahr, selbst einzubrechen, dem Beleidiger entgegen, und rettetest ihn aus der Gefahr. Wie beschämt war er, als er in dem so tief Beleidigten seinen Retter sah. Doch du ließest ihm von dem früher Vorgefallenen nichts merken, brachtest den halb Erfrornen behutsam in die Wärme, pflegtest ihn, und als er wieder im Stande war, weiter zu gehen, gabst du ihm eine wärmere Kleidung. So handelt der Christ. Du bist der Belobung würdig, und darum mag dich der Rosenkranz schmücken. Bei diesen Worten stand Ida, die Tochter des Barons auf, nahte sich dem Jünglinge, und setzte den Kranz auf sein Haupt. Dann führte sie ihn auf einen für die Belobten bestimmten Platz. Die zweite war Margaretha Schobert. Dieses Mädchen, erzählte der Pfarrer weiter, hat auf der gnädigen Frau Kosten Unterricht in weiblichen Arbeiten erhalten und ward nun in den Stand gesetzt, ihren Unterhalt zu verdienen. Aus Dankbarkeit unterweist sie die kleinen Mädchen unentgeldlich im Nähen und Stricken, und bewirkt dadurch sehr viel Gutes. Auch sie wurde bekränzt, und auf den bestimmten Ehrenplatz geführt. —

Dann rief der Seelsorger einen andern Jüngling, Gottlieb Duller, aus dem Kreise, der als Waise seinen Großvater ernährte, und allen Vergnügungen der Jugend entsagte, um nur dem geliebten ehrwürdigen Greise manche Bequemlichkeit, die dem Alter so wohl thut, verschaffen zu können. Man wollte ihm durch Unterstützung diese Kindespflicht erleichtern, allein er nahm diese nicht an, indem er sagte, er sey, Gott sey Dank, stark und gesund, und so lange sey es seine Pflicht, andern Menschen durch Verpflegung seines Großvaters nicht beschwerlich zu fallen. Man schätzte die edle Gesinnung dieses Jünglings, und er wurde gleichfalls bekränzt und zu den andern geführt. Dann kamen die Schulkinder, welche sich durch Fleiß und Kenntnisse von den andern ausgezeichnet hatten. Doch erhielten diese keine Kränze, sondern wurden nur öffentlich belobt.

Dem Jakob Schulze wurde der erste Preis zuerkannt, dann erhielten Gottlieb Duller und Margaretha Schobert ebenfalls Belohnungen, die entweder in Kleidungsstücken oder Geld bestanden. Der Pfarrer hielt eine schöne Rede, in welcher er die Ausübung der Tugend allen ans Herz legte, und mit dem Wunsche schloß: daß jedes Fest der Art immer mehr Belobungswürdige enthalten möchte. Nach dieser Feierlichkeit wurde ein fröhlicher Tanz gehalten, an dem die jetzt und früher belobten Jüng-

linge und Jungfrauen Theil nehmen durften. Die freiherrliche Familie entzog sich auch diesen Vergnügungen nicht, und alles schien zu Einer Familie zu gehören. Alle Jahre wurde dieses Fest erneuert, und es ging eines jeden Tannehainers Bestreben dahin, durch Vollziehung einer schönen That, durch Ausübung jeglicher Tugend sich selbst innerlich zu beglücken, und auch den Rosenkranz auf seinem Haupte zu sehen. Das Rosenfest blieb viele Jahre hindurch, und erstreckte sich auf Kind und Kindeskinder, bei allen mit gleichem Antheil gefeiert, weil hier die Tugend ihre Anerkennung fand.

Inhalt.

Seite.

Die gute Tochter. 4
Der fromme Robert. 7
Wohlthätigkeit. 12
Edelmuth. 15
Belohnte Dienstfertigkeit. 18
Der Liebling. 22
Geschwisterliebe. 30
Macht eines frommen Liedes. 32
Die edlen Freundinnen. 37
Scheinglück. 41
Das Wiedersehen oder der glückliche Abend. . 46
Leichtsinn. 56
Ehrlichkeit. 67
Die Rose. 72
Alles hat seine Zeit. 75
Belohnter Gehorsam. 79
Ein ernster Wille vermag viel. 85
Selbstbeherrschung. 90
Das gegebene Wort muß man halten. . . . 92
Der Sperling. 96

Seite.
Das Versöhnungsfest. 99
Christensinn. 101
Reichthum ist nicht immer gut. 102
Die schönen Abende. 111
Belohnter Fleiß. 114
Gottvertrauen. 122
Wer hat mehr des Herrn Gebot erfüllt. . . . 126
Wahrheitsliebe. 128
Dankbarkeit. 131
Undank. 144
Morgenandacht bei aufgehender Sonne. . . . 148
Entsagung. 151
Sanftmuth. 153
Kindliche Liebe. 156
Der dankbare Schüler. 160
Der ehrliche Judenknabe. 164
Reinlichkeit. 169
Der heilsame Traum. 172
Das Rosenfest. 177

Anhang von Lieder.

(Aus H. F. Maßmann's Lieder für Knaben und Mädchen mit Singweisen von Fr. Graf von Pocci.) München 1832, bei George Jaquet.

Ostern.

Früh am Morgen
Klingt schon heut so laut die Orgel
Und die Glocken alle läuten,
Und die Aeltern, gleich den Bräuten,
Schmücken sich so froh, so bald:
Und wir Kinder zieh'n zu Wald.

Auferstanden
Aus des Winters weißen Banden
Ist im Wald das grüne Leben:
Wipfel wogen, Vög'lein weben
Wieder hoch ihr luftig Nest,
Grüßen laut dich, Osterfest.

Vom Altare
Klingen auch so hell' und klare
Töne zu dem Wald herüber:
Freytag klang's bey weitem trüber.
Auferstanden ist der Christ,
Der nun bei den Engeln ist.

Pfingsten.

Pfingsten ist kommen!
Wir haben's vernommen
Von der Glock' in der Luft, von den Bienen im Wald.
Brünnelein springen
Und Vögelein singen,
Daß es in aller Welt lustig schallt.

Pfingsten ist kommen!
Wir haben's vernommen
Und mit Mayen geschmückt und durchduftet das Haus.
Lasset uns springen
Und fröhlich drein singen,
Daß es erschallt in den Wald hinaus!

Pfingsten ist kommen!
Wir haben's vernommen,
Wie sie saßen beysammen einmüthig gesinnt.
Lasset uns reyen
Zu zweyen, zu dreyen —
Zusammen, zusammen die Hände geschwind!

Vor Weihnacht.

Weihnacht, Weihnacht!
Tag und Nacht
Hofft mein Herz auf dich bescheiden:
Schlaf' ich oder wach' ich kaum,
Denk' ich nur an deinen Baum
Und an deine hellen Freuden.

Weihnacht, Weihnacht!
Alle Pracht
Liegt vergraben unter'm Eise.
Dir allein erstarb sie nicht:
Du allein prangst grün und licht,
Recht in ew'ger Frühlings=Weise.

Weihnacht, Weihnacht!
Alles lacht
Und frohlockt, wenn's Heil erscheinet.
Engel singen „Seyd gegrüßt,"
Denn bald *) kommt der heil'ge Christ,
Der's so freundlich mit uns meinet.

*) heut. –

Vergißmeinnicht.

„Vergiß mein nicht"
Ruft mir die blaue Blume
Mit gelbem Kern,
Und von des Himmels Heiligthume
Der gold'ne Stern.

„Vergiß mein nicht"
Rief einst schon an der Wiege
Mein Mütterlein:
„Und wenn ich längst im Grabe liege,
Vergiß nicht mein!"

„Vergiß mein nicht"
Ruft mir mein Engel immer
In's heit're Herz:
„Denk fein an mich in Glanz und Schimmer,
In Leid und Schmerz!"

Vergeß' euch nicht,
Ihr Blumen, Stern' und Engel
Und Mutter dich!
Und seht an meiner Seel' ihr Mängel,
Erinnert mich! —

In den Wald!

In den Wald, in den Wald,
Wo es fröhlich schallt
Von Wipfeln und Aesten und Zweigen!
Wo die Quelle blinkt,
Wo das Hirschlein springt
Und die Vögelein singen im Reigen.

Aus dem Wald, aus dem Wald
Mir das Hüfthorn schallt,
Weil der Jäger den Hirsch will erlegen.
Nun Glück auf, Glück auf!
Liebes Hirschlein lauf:
Ach könnt' ich dich retten und pflegen!

Sey gegrüßt, o Wald! —
Wie es wiederhallt
Von Wipfeln und Aesten und Zweigen!
Und die Buche so grün
Und die Eiche so kühn,
O wie freundlich mir alle sich neigen!

Im Wald, im Wald
Nun mein Lied erschallt,
Daß die Vögelein müssen sich schweigen.
Dir Wald mein Sang,
Und Gott den Dank,
Der die Wälder sich läßet verzweigen!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sollin, Friedrich

Neue moralische Erzählungen für die Jugend zur Beförderung des Guten Mit 3 illum. Kupf

München 1833

Paed.pr. 3503
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761272-5